



**MANFRED  
PAWLIK  
WIEDER  
BELEBUNG**



---

# MANFRED PAWLIK WIEDERBELEBUNG

*Geschichten aus der Psychotherapie mit  
Menschen mit „besonderen Bedürfnissen“*

*Ein psychotherapeutisches Märchenbuch*



**B**

VERLAG  
BERGER

**Zum Autor:**

Manfred Pawlik ist Autor und Verleger, Sozialwissenschaftler, Pädagoge und Psychotherapeut. Wie es sich fügt.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Veröffentlichung im Internet, Tonträger jeder Art oder auszugsweise Nachdruck sind vorbehalten.

Illustrationen: © Monika Pawlik

Layout und Grafik: David Kurz

Lektorat: Manfred Pawlik

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Druckerei Berger, Horn

Printed in Austria

**Anregungen und Zuschriften bitte an:**

Verlag Presshaus Sonnberg

Sonnberg 22, A-2020 Hollabrunn

Tel: 0043 (0) 2952 3722

Fax: 0043 (0) 2952 3722

E-Mail: [verlag@akademie-sonnberg.net](mailto:verlag@akademie-sonnberg.net)

Internet: <http://www.akademie-sonnberg.net/>

Das Werk ist zeitgleich in 2 Verlagen erschienen:

1. Auflage 2014

© 2014 by Verlag Presshaus Sonnberg, Hollabrunn

Verlag Berger, Horn

ISBN 978-3-85028-645-9

---

# INHALT

Vorwort .....	6
Vorbemerkung .....	7
Die gestohlene Mutter .....	12
Ich trete das Erbe des Vaters nicht an! .....	18
Mutterliebe gegen Vaterherrschaft .....	21
Der Kätzchenschlecker .....	27
Brüderchen und Schwesterchen .....	29
Einer, der sich nichts schiss .....	32
Der Berserker .....	34
Die starke Frau .....	37
Das blonde Prinzesschen .....	40
Der notorische Grantscherm .....	42
Mir anvertraut .....	44
Theoretische Überlegungen .....	47
Eine Aufstellung .....	56
Begegnungen (Text: Lucas Pawlik) .....	57
Einkaufen mit Folgen (Text: Martin Joppich) .....	88
Psychotherapie (Text: Miriam Moravi) .....	95
Bibliographie .....	113
Die Autoren .....	117

---

# VORWORT

Das vorliegende Buch, an dem 5 Autoren, 4 davon aus der Familie Pawlik, mitgearbeitet haben ist ein außergewöhnliches Buch: es geht um Psychotherapie mit behinderten Menschen oder wie der Neusprech sagt: von „Menschen mit besonderen Bedürfnissen“

Der Untertitel sagt auch: ein „psychotherapeutisches Märchenbuch“ Das hat mich besonders interessiert, was für eine Art von Märchenbuch und „Märchen“ über Psychotherapie mit Behinderten?

Nun, die Autoren machen es anziehend, aber nach meinem Dafürhalten ist dieses Buch märchenhaft gut: es stellt Fallbeispiele, Fallvignetten, in einen reflektierten Kontext. Beide haben es in sich: die Psychotherapie zeigt, dass behinderten Menschen dramatisch geholfen werden kann, ja bis hin zur „geistigen Wiederbelebung“. Und das ist durchaus real, wie Manfred Pawlik zeigt. Aber darüber hin aus ist es auch ein Buch über Menschenrechte und über die Möglichkeiten, die jenseits des Etablierten für Menschen in bestimmten Beziehungskonstellationen möglich werden können.

Ein Beispiel: Patient: „ich denke ich habe kein Hirn.“Therapeut: „um eine solche Überlegung anzustellen braucht man viel Hirn!“ Allein dieses Beispiel zeigt, wie dieser Patient mit seinem Psychotherapeuten kooperiert und harmoniert und ihn dieser zu einem neuen Selbstverständnis führt.

Dieses Buch ist außergewöhnlich gut: es zeigt, wie Behinderte positiv auf die angebotene psychotherapeutische Beziehung reagieren und wie ihnen die Psychotherapie zu einer Neudefinition ihres Lebenskontextes verhelfen kann. Man wird als Leser regelrecht gefesselt von den dargestellten Lebensschicksalen und ihrer sinnvollen Neutextierung in einem menschlichen Gegenüber, das seinesgleichen sucht.

Dieses Buch lehrt uns: behinderte Menschen haben es oft schwer, weil sie den herrschenden Normensystemen nicht entsprechen können. Wer sich aber einlässt auf diese Welt, der wird reich beschenkt mit neuen Einsichten aus ihr herausgehen.

Wahrlich eine märchenhafte Leseerfahrung!

— Univ.Prof. Dr. Alfred Pritz

---

# VORBEMERKUNG

Handicap war zuerst der Arbeitstitel meines Buches, meines Berichtes, über die Arbeit mit behinderten Menschen. Aber warum schon im Titel auf die gesellschaftliche Missachtung hinweisen, und warum eine Methodik im psychotherapeutischen Umgang mit behinderten Menschen entwickeln, eine Art von Bindestrich-Psychotherapie, ein weiteres Feld für verpflichtende Weiterbildung, ein Beitrag zur Bürokratisierung der Psychotherapie? Der erste Schritt war, dass ich mir überlegte keine geschliffene Methodik zu entwerfen, sondern wie es mir selbst in der manchmal diffusen therapeutischen Begegnung mit diesen Menschen geht, Geschichten über sie und meine Begegnung mit ihnen zu erzählen.

Menschen mit besonderen Bedürfnissen? Ja es sind Totgesagte und das, was sie in der psychotherapeutischen Begegnung erfahren können, ist das wieder zum Leben-erweckt-werden. Da ist der frühe soziale Tod jener Menschen, die zwar in unserer Gesellschaft leben dürfen, aber in Behindertenheimen aufwachsen, jener dem als Kind mitgeteilt wird, dass seine Mutter bei der Geburt gestorben sei, und der mit sechzig Jahren erfährt, dass seine Mutter noch lebt. Das ist der, der nach einem Motorradunfall verstümmelte, der die Sprache verloren hat, über den Sport und die Psychotherapie zu sich findet. Das ist das Mädchen, das nach einer Familientragödie jahrelang durch psychiatrische Einrichtungen in Österreich wandert und schließlich als unheilbar diagnostiziert in die Freiheit gesetzt wird, sich vertrauensvoll in eine Gesprächstherapie begibt. Ich selbst bin ein Totgesagter, bei der Geburt abgelegt, und erst als ich aus Protest schreie, als Lebender erkannt. Ich habe von daher eine starke Affinität zu den Abgeschriebenen, und die Geschichten, die ich mit ihnen erlebte, möchte ich erzählen. Das ist mein besonderes Bedürfnis!

Menschen, die gegenüber anderen Menschen körperliche, seelische oder geistige Defizite aufweisen, sind in der Gesellschaft in der Position der Schwächeren. In den Bezeichnungen, die für sie bereit gehalten, ist schon der Umgang der Gesellschaft mit diesen Menschen enthalten. Unwertes Leben, wie es im nationalsozialistischen Regime hieß, machen auch in der öffentlichen Meinung Aktionen wie die Euthanasieprogramme, wie die Aktion T34, in dessen Rahmen nahezu fast alle geistig und seelisch

abnormen Menschen ermordet wurden, möglich. Ich selbst hatte einen Onkel, der durch eine überstandene Tuberkuloseerkrankung körperlich schwer beeinträchtigt war. Er hatte unter seiner körperlichen Behinderung schwer zu leiden, weil er in seiner Umgebung Abwertungen seiner Person erfuhr. Als 15-jähriger lernte ich im Urlaub in Kärnten einen durch Kinderlähmung an Armen und Beinen eingeschränkten slowenischen Bauernsohn kennen. Ich lernte von ihm, ein Pferdefuhrwerk zu lenken und wir verstanden einander hervorragend. Die Eltern hatten ihn im Hause versteckt und ihn nicht in die Schule geschickt, so war er Analphabet geblieben, aber er hatte überlebt. Sein Vater war Pächter im Bärenal, als noch der Onkel von Jörg Haider der Besitzer war. Von den Bauern hörte ich, dass es ihnen vor dem Krieg, als das Bärenal einen jüdischen Besitzer hatte, besser gegangen war. Stuhlhofer, so hieß der Onkel saß da seit 1938 auf dem arisierten Gut, und hob Jahr für Jahr die Pacht an, so dass die Bauern ächzten. Als er es dann später Jörg Haider vermachte, waren schon alle Bauern abgesiedelt. Es braucht keine Behinderung, es genügt die soziale Not, um zu den Schwachen und Hilflosen zu gehören.

Die Beziehung zu meinem Onkel, der in der Familie wenig geachtet war, er durfte nie mit seinem Vater an einem Tisch essen, er verzehrte sein Mahl immer draußen am Gang am Fenster zum Hof und ich gesellte mich schon als Kind immer zu ihm. Diese Neigung begleitet mich mein ganzes Leben schon, und auch meine Frau als Zahnärztin behandelte vornehmlich behinderte und verängstigte Kinder, und so war es für mich ganz selbstverständlich, dass ich beim Aufbau der kommunalen Jugendarbeit gemeinsam mit dem späteren Behindertensprecher Manfred Srb die Integration von behinderten Jugendlichen in den Jugendzentren unterstützte, und später als Psychotherapeut gründete ich eine psychotherapeutische Stelle in der Werkstatt für behinderte Jugendliche. In meiner psychotherapeutischen Arbeit führte mich mein Weg immer wieder zur Therapie mit behinderten Menschen. In der Sexualberatungsstelle in Wien, wenn behinderte Menschen mit Problemen auftauchten, meinte die Kollegenschaft von vornherein: *„Mach du das, du kannst das!“*

In der Sexualberatungsstelle in Hollabrunn wandten sich die Einrichtungen, vor allem wenn behinderte Menschen straffällig geworden waren, an mich, ich solle in meiner Arbeit die Bewährungsaufgaben therapeutisch aufarbeiten, es gebe sonst niemanden, der das tue. Sogar die Männerberatung aus

Wien schickte mir Klienten, wahrscheinlich hatten sie gehört, dass ich auch im Gefängnis therapeutische Erfahrungen mit Gewalt- und Sexualtätern hatte. Die Erfahrungen in der therapeutischen Arbeit im Gefängnis waren für mich wichtig, weil ich hier die Täterperspektiven kennenlernte, für mich unabdingbar, um in dem Problemfeld von psychischer, physischer und sexueller Misshandlung therapeutisch arbeiten zu können, vor allem weil die massiven sexuellen Störungen, die zu diesen Handlungen führen, immer eine Art von Behinderung zeigen: Verstehen, aber nicht aus der Verantwortung entlassen.

Was sind die Beweggründe, die einen Psychotherapeuten in solche Felder führt, und wieso wird eine Familienberatungsstelle im ländlichen Raum zur Anlaufstelle von Beratung und Therapie von massiven Sexualstörungen bei behinderten Menschen? Diese Entwicklung hat persönliche Gründe und hat auch mit dem offenen Angebot von Familienberatungsstellen, der sogenannten Niederschwelligkeit, zu tun.

Die persönlichen Gründe liegen in einer lebenslang wirksamen Traumatisierung durch das Erleben der Bombenangriffe auf Wien als Baby und Kleinkind. In den Briefen meiner Mutter an meinen Vater werden von ihr die dramatischen Erlebnisse von einem Luftschutzkeller in den anderen, ich im Kinderwagen beziehungsweise in einer Tuchent verpackt. Zum anderen die Übertragung der Todesängste, die meine Familie beherrschten, Todesängste, die durch die Tode der Brüder meines Vaters an der Front die Familie beherrschten. Meine Kindheit war durch diese Traumatisierung geprägt und wurde durch die in der Bevölkerung weithin herrschende Verdrängung und Ummünzung in Verklärung nicht gemildert. Im Gegenteil durch die Missachtung meiner massiven Legasthenie und die gewaltsame Unterdrückung dieser Problematik durch den Volksschulpädagogen wurde ich in den Status des Andersartigen, des nicht mit den anderen Mithaltenden gedrängt, eine Außenseiterposition, die ich durch Reflexion dieses Seins und ein Akzeptieren dieses Anderssein zu kompensieren versuchte. Insofern empfand ich meine Behinderung als eine Freiheit von den Zwängen, denen die anderen unterworfen waren. Diese Art von Verständnis erleichterte mir als Psychotherapeut den Zugang zu meinen Patienten und in der Familienberatungsstelle die Arbeit mit behinderten Menschen – mir war das Erleben ihrer Problematiken von vornherein zugänglich.

Als ich vor mehr als 20 Jahren die Familienberatungsstelle Hollabrunn mit dem Schwerpunkt Sexualberatung gemeinsam mit der Sozialarbeiterin Ingrid Moser und dem Gynäkologen Dr. Andreas Kvarda gründete, war dies die erste Sexualberatungsstelle im ländlichen Raum. Die ersten Klienten der Beratungsstelle, und vielleicht war dies auch dadurch gegeben, weil ich als Mitbegründer des Vereins „Die Möwe“ bekannt war, waren Einzelpersonen, Paare und Familien, die massive Probleme mit physischer, psychischer und sexueller Misshandlung hatten. Ein Beispiel für eine langwierige Beratung ist eine Großfamilie, überwiesen von der Gerichtsgutachterin und im engen Kontakt mit dem Jugendamt. Der Vater war der sexuellen Misshandlung beschuldigt worden, ausgelöst durch die Beschuldigung eines der sechs Kinder, ein Bub, der stark retardiert war und durch unflätiges Reden auf sich aufmerksam zu machen versuchte. Der Vater war letztlich freigesprochen worden, weil der Bub im Gericht die Richterin lauthals beschuldigte, „*du hast dich auch von meinen Vater pudern lassen.*“ Das Gleichgewicht in der Großfamilie wurde in der Hauptsache vom Vater aufrechterhalten, der von allen in der Familie anerkannt wurde und die Strukturen des Alltags vorgab. Die drei größeren Kinder waren der Familie im Zuge des Verfahrens abgenommen worden und heimuntergebracht. Zufällig hatte ich eine andere Klientin, die mich auf die vor allem sexuelle Gefährdung der Kinder im Heim aufmerksam machte. Im Zuge einer sich über längere Zeit erstreckende Beratung gelang die Familienzusammenführung und in Kooperation mit einem Projekt des benachbarten Gymnasium eine Lernunterstützung für die größeren Kinder. Als der Vater plötzlich starb, konnte ich die trauernde Familie noch ein Stück weit begleiten – die Mutter rief mich um zwei Uhr nachts vom Krankenhaus am Totenbett ihres Mannes an und ich konnte für sie und die Familie die Kriseninterventionsstelle organisieren. Das ist auch eine mehrfache Erfahrung der Arbeit in einer Familienberatungsstelle, dass durch die Niederschwelligkeit oft in schwierigen Situationen der Klientel ein direkter Anspruch auf sofortige Hilfe entsteht. Ich verlor dann den Kontakt mit der Familie, als sie aus dem Nahbereich in eine andere Stadt zog, aus Mitteilungen ist mir bekannt, dass die Familie dann zerbrach, vor allem in der Zeit der Ablöse der verschiedenen Kinder. Eine positive Entwicklung nahmen nur jene zwei ältesten Kinder, die ich länger beraten konnte, die anderen fielen einer sozialen Verwahrlosung anheim, der genannte Bub ist durch seine offensichtliche Behinderung nun heimuntergebracht.

Neben vielen Klienten, Familien, Paaren, Einzelklienten, da vor allem auch Kinder, wurde die Familienberatungsstelle Hollabrunn mit dem Schwerpunkt Sexualberatung eine Anlaufstelle für die sexuellen Nöte und Sorgen von behinderten Menschen in den großen Einrichtungen im Bezirk Hollabrunn: in Hollabrunn das Johanneshaus und Sonnendach, dann aber vermehrt der Turmhof in Retz, die Behindertenrichtungen in Unternalb und in Zellerndorf. In den letzten Jahren wurde diese Arbeit immer mehr zum Schwerpunkt der Familienberatungsstelle, so dass schlussendlich die Beratungsarbeit vom Ministerium als Behindertenprojekt ausgewiesen wurde. Nachdem dies ein wichtiges Zentrum der Arbeit geworden ist und ich zugleich bemerken konnte, dass in vielen Gesprächen mit der Betreuungseinrichtung gerade für den Bereich der sexuellen Problematiken bei behinderten Menschen für die Betreuer guter Rat oft teuer ist, zentriert sich diese Publikation auf die Beratung bei sexuellen Problemen, wobei die Beratungsarbeit oft in therapeutische Arbeit übergeht. Es ist dies daher ein Bericht und eine Analyse der beraterischen und psychotherapeutischen Arbeit mit behinderten Menschen, der auch gesellschaftspolitisch zu einer Verbesserung der vielfältigen Beziehungen zu behinderten Menschen beitragen soll. Der Dank gilt dem Familienministerium, die diese Arbeit ermöglichte, und dem Unterkunftgeber der Familienberatungsstelle in Hollabrunn, seinerzeit mit der Unterstützung von Staatssekretar a.D., Landeshauptmannstellvertreter Hannes Bauer und Landeshauptmannstellvertreterin Liese Prokop begründet und eröffnet.

P.S.: Die Familienberatungsstelle Hollabrunn wird nach mehr als 20-jähriger Tätigkeit geschlossen, weil sie den EU-Richtlinien für behindertengerechte Ausstattung nicht entspricht. Zuletzt arbeiteten hier Dr. Manfred Pawlik und DSA Michaela Mathae. Zentrales Anliegen der Familienberatungsstelle war die Beratung behinderter Menschen. Daher war die Familienberatungsstelle Anziehungspunkt für viele Praktikantinnen und Praktikanten. Nun kehrt diesbezüglich Ruhe ein in Hollabrunn, möglicherweise nicht zum Bedauern der Vermieter und der Behinderteneinrichtungen, zumindest, füge ich mit Ironie hinzu, war vom Gegenteil nichts zu bemerken. Aber das mag immer so sein, wenn die Betreiber ihr Herzblut in dieses Arbeit gesteckt haben.

---

# DIE GESTOHLENE MUTTER

„Schau dir den einmal genauer an, der passt eigentlich überhaupt nicht in unsere Einrichtung,“ sagte der Leiter vom Turmhof Retz zu mir. Gerald H. war ein lebenslang heimuntergebrachter fünfundfünfzigjähriger Mann, der seiner Arbeit als Hilfsarbeiter nachging und eine eigene Wohnung in der sogenannten Nachbetreuung bewohnte. Aufgefallen war er durch seine Gutmütigkeit, der allen anderen immer aushalf und oft streunenden Jugendlichen in seiner Wohnung Unterschlupf gewährte. Diagnostisch könnte man von einer grenzenlosen Gutmütigkeit sprechen, sofern es als Krankheitsbild zu sehen wäre – er tut anderen das, was ihm selbst lebenslang nicht widerfahren ist. Seine Mutter ist bei der Geburt gestorben, hieß es, und er war zuerst in einem Heim von Klosterschwestern untergebrachte, die Eltern einer dieser Schwestern nahmen ihn als Pflegeeltern am Wochenende auf. Danach wurde er als Schulpflichtiger im Hyrtl'schen Waisenhaus untergebracht, dort besuchte er einige Jahre Sonderschule oder wie es damals noch hieß „Hilfsschule,“ danach war er die nächsten vierzig Jahre in Retz in der Heimbetreuung und arbeitete als Hilfsarbeiter in verschiedenen Betrieben in Retz.

Das sonnengegerbte Gesicht, aufmerksam musterte er mich. Hager, ein Asket, der mir sein Verständnis für die Behinderten, die bei ihm schnorren, und die Jugendlichen, die kein richtiges Zuhause hatten, die er bewirtete, nahelegte. Sie sollten sich wohlfühlen bei ihm, mir war bald klar, dass er hier bloß aus Wohltätigkeit handelte. Ein elternloser behinderter Wohltäter? Warum tat er das? Kann ein ungebildeter Mensch eine einzigartige Menschenbildung entwickeln, eine vorbildlose humane Ethik?

Gerald gab mit Rätsel auf. Er drückte sich gewählt aus, sensibel und selbstkritisch, trotz seiner nicht abgeschlossenen Schulbildung, und auffällig war, dass er nicht nur Verständnis für sich, sondern insbesondere mit den Jugendlichen, denen er Unterschlupf gewährte, und auch mit den sozialen Institutionen, die ihn nicht gerade in seiner Persönlichkeitsentwicklung gefördert hatten, er hatte nicht einmal die Sonderschule abgeschlossen.

Um mir ein Bild zu machen, brachte ich ihm verschiedenste Bücher mit, die er alle mit Dankbarkeit entgegennahm. Mein Schlüsselerlebnis

hatte ich mit ihm, als ich ihm eines Tages die Wissenschaftszeitschrift „Spektrum“ mitbrachte und er sie mit großen Interesse anzuschauen begann. Ich ließ ihn gut eine halbe Stunde gewähren, bis ich ihn fragte, was ihm denn am besten gefallen habe. Nun begann er mir in aller Ausführlichkeit die Entdeckungen eines russischen Astronomen mittels verfeinerter Elektronenteleskope zu erläutern, Ausführungen, denen ich kaum zu folgen vermochte. Ich ersuchte ihn, um seine Selbsteinschätzung besser verstehen zu können, einen Lebenslauf für mich zu verfassen.

### *„Mein Lebenslauf*

*Ich heiße Gerald H.. Geboren wurde ich in Perchtoldsdorf, Jahrgang 1954, am 27.6.. Kam dann nach Loosdorf bei Melk in ein Kindergarteninternat, wo mich lauter Klosterfrauen sprich Nonnen betreuten. Damals faszinierte mich schon das Singen bzw. das Musikalische. Mit 6 Jahren wurde ich nach Mödling übersiedelt, wo ich zur Schule ging. Eines meiner schönsten Erlebnisse war, dass ich in einem Chor mitsingen durfte. Ich lernte auch Flöte, eine Art Plastikklarinetten, und Mundharmonika. Ich hatte trotzdem ein zumindest kleine glückliche Kindheit in der Hyrtl'schen Waisenanstalt. Ich wurde jedes Jahr mit vielen anderen Kameraden um die Vorweihnachtszeit zu einer kleinen Feier eingeladen. Organisiert wurde diese Feier von einem Geistlichen. Wir hatten auch jedes Jahr im Sommer ein Zeltlager in Österreich. In der Buckligen Welt in Bromberg, und einmal auch in der Wachau. 1970 kam ich mit 16 Jahren nach Retz in das Caritasheim. Anfangs arbeitete ich im Heim, später arbeitete ich auswärts. Ich half auch am Wochenende jedes Jahr bei der Weinernte. Ich entdeckte auch das Fußballspielen. Heute lebe ich seit über 25 Jahren außerhalb des Heimes. Im Großen und ganzen habe ich doch etwas erreicht.“*

Als ich seinen Lebenslauf gelesen hatte, merkte ich meine Neugier, mehr von Gerald zu erfahren. Was hatten die Klosterfrauen ihm mitgeteilt, waren sie christlich fürsorglich um das Kindchen bemüht? Er erzählte mir von einer, die sich besonders um ihn angenommen hatte. Sie erreichte, dass ihre Eltern die Pflegeelternschaft übernahmen, von ihnen berichtete er mir väterlich und mütterlich berührt. Zuvor hatte ihm die Nonne mitgeteilt, dass seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, von einem Vater war nicht die Rede. Die Kargheit und die Umstände der Mitteilung machten mich stutzig und ich nahm mir vor mich genauer bei ihm zu erkundigen. Von seiner weiteren Kindheit im Hyrtl'schen Waisenhaus berichtete er

anschaulicher, obwohl seine Schullaufbahn zu früh abgebrochen wurde, was er damit kommentierte, vor allem das Rechnen sei nicht seins gewesen. Die Klosterfrau und ihre Eltern dürften dann für seine Übersiedlung nach Retz, weil sie später in der Nähe wohnten, beteiligt gewesen sein. Gerald berichtete von sporadischen Treffen mit ihnen, aber ob sie noch lebten oder schon gestorben seien, darüber konnte er nichts sagen. Seine Zufriedenheit mit seinem Leben imponierte mir und ermutigte mich, ihn anzuregen, sich zu überlegen, was er in seinem Leben noch erreichen wolle, auch unter der Voraussetzung, dass ich ihn unterstützen werde. Ich machte ihn aber darauf aufmerksam, dass es auch ein gefährliches Unterfangen sei, das mit Schweiß und Tränen verbunden sein könnte. In diesem Sinne schlug ich ihm vor, seine Vorstellungen ausführlicher zu beschreiben, vor allem auf seine Wunschvorstellungen unter dem Titel „Wie ich mir mein Leben wünsche“ bezogen.

*Er schrieb: „Ich würde mir wünschen, dass ich einige Dinge von Berufen machen könnte, für die ich mich interessiere. Das sind Optiker für Funktechnik, Programmierer, Lasertechnik für Abspiegelgeräte und Toningenieur. Ich würde gern dort wieder leben, wo ich aufgewachsen bin. Ich lerne für mein Leben gerne. Ich würde auch gerne bestimmte Fächer studieren.*

*Ich bin in Mödling aufgewachsen. Mir gefällt es deshalb, weil ich näher bei den Ostalpen bin, es liegt südlicher. Es ist ganz einfach eine etwas andere Landschaft. Fächer, die ich gerne studieren würde: zum Beispiel Optik. Wie verschiedene Glastechniken funktionieren. Wie man Licht bündelt, verstreut, sogar zerlegt, dass verschiedene Farben sichtbar werden. Wie man Licht in verschiedenen Wellenlängen steuern kann. Bei der Funktechnik handelt es sich um Sendetechnikanalogue, vor allem digitale mit Verschlüsselung. Beim Programmieren handelt es sich um Computerspiele, Grafiken, Bilder, Musik bzw. Audio und Videobearbeitung. Umwandlung in verschiedene Dateiformate. Toningenieur. Wie man verschiedene Stereotöne bis hin zu Surround erzeugen kann vor allem bei Aufnahmen verschiedener Künstler und Orchester verschiedener Musikrichtungen.“*

Das angesprochene technische Interesse mündete darin, dass zwei in diesen Bereichen versierte Praktikantinnen ihm nicht nur beistanden einen Computer zu erstehen, übrigens der erste eines Klienten des Behindertenheimes, sondern sie unterstützten ihn darin, dass er über Internet seine

Interessen über Google vertiefen konnte und zugleich über seine Mailadresse Kontakte zu verschiedenen Personen entwickelte. Zugleich führten mich seine wiederholten Hinweise auf seine Sehnsucht nach seinem Aufgewachsen-sein dahin, seiner realen Herkunft nachzugehen. Ich bat ihn, ihm vorliegende Dokumente mitzubringen. Als ich seine Geburtsurkunde studierte, fiel mir auf, dass dort nichts davon stand, dass seine Mutter bei der Geburt gestorben wäre und außerdem war als Geburtsort der Mutter Bromberg in der Buckligen Welt angegeben, Mödling liegt dazu näher als Retz, also ein Wunsch, den unsichtbaren Draht zur verstorbenen geglaubten Mutter zu fassen zu bekommen. Ich nahm mir vor, dieser Frage nachzugehen, aber ihn zuerst in seiner Persönlichkeitsentwicklung zu stärken, weil ihn die Klärung seiner Herkunft erschüttern würde. Als Methode dazu verwende ich die Konstruktion des Lebensmärchens, das Anhaltspunkte für mögliche Lösungsansätze von offenen und verborgenen Lebensproblematiken oder Lebensrätseln zu zeigen vermag, der inneren Dynamik und Magie der Person folgend.

*„Ein Märchentraum*

*oder was ich gerne tun würde.*

*Ich würde gerne ein kleines Grundstück mit einem kleinen Häuschen haben mit einem kleinen Swimmingpool. Vielleicht eine nette Frau kennen lernen, würde gerne einen Beruf ausüben, der mich gleichzeitig als Hobby anspricht, aber auch Zeit für sie haben und gemeinsam viel unternehmen mit anderen Leuten, die in etwa die gleichen Interessen haben wie ich. Ab und zu sich die Welt anzuschauen. Erfahrungen auszutauschen, vielleicht auch mit ihnen in den Urlaub fahren. Das wäre für mich der schönste Lebensabschnitt. Wir müssten natürlich auch ein bisschen mehr Zeit haben. Für mich wäre das ein Märchentraum, der vielleicht wahr werden könnte.“*

Der Wunsch nach dem kleinen Lebensglück, ein Abbild seines verlorenen, vielleicht auch verwünschten, Lebens, die Geborgenheit in der eigenen Familie, die Konstruktion eines möglichen Lebenstraumes, das Bewusstsein, der Schmied seines eigenen Glücks zu sein, kann die Basis sein, den eigenen verworrenen Lebensweg aufzudecken. Ich lasse da Klienten Luftschlösser bauen, Luftschlösser, die das Anschauen der vergrabenen Sehnsüchte möglich machen könnte. *„Ich würde gerne Menschen kennen lernen, mit denen man über vieles reden kann. Von Kultur Kunst Fachwissen und vieles mehr, die zum Teil auch meine Interessen wecken. Ich würde*

*auch gerne in meiner Heimat leben, wo ich aufgewachsen bin. Ich habe selbst schon Erfahrung gemacht mit anderen Menschen verschiedener Nationen. Eine tolle Sache.“*

Eine Weltoffenheit, eine Bereitschaft sich selbst auf den Grund zu gehen, ermutigten mich zum nächsten therapeutischen Schritt.

## **DIE WIEDERGEURT**

Ich ersuchte Gerald, mir alle ihm vorliegenden Dokumente mitzubringen, um seine Herkunft, seine Heimat, zu entschlüsseln. Ich hatte insgeheim schon Phantasien entwickelt, warum seine Mutter ihr Kind abgegeben haben könnte. In den 1950-iger Jahren war bei unehelichen Geburten das Jugendamt, die Fürsorge wie das damals hieß, bezogen auf die ledigen Mütter massiv bevormundend tätig. Und wenn die Einkünfte und der Lebenswandel Besorgnis erregte, wurde rasch eingeschritten. Eine junge Mutter vom Lande wurde leicht zur Zielscheibe öffentlichen Handelns. Die Information der Nonne an den kleinen Gerald, die Mutter sei bei der Geburt gestorben, erweckte in mir den Verdacht, sowohl Einkünfte wie Lebenswandel wären aus Sicht einer Klosterschwester tadelnswert gewesen, so tadelnswert, dass die Existenz der Mutter einfach ausgelöscht wurde.

Gerald legte mir seine Dokumente vor. Ich war elektrisiert, unter diesen Dokumenten unerklärlicherweise eine Staatsbürgerschaftsurkunde der Mutter, datiert zum Zeitpunkt als Gerald schon einige Jahre alt war. Die Mutter ist nicht bei der Geburt gestorben, möglicherweise lebt sie noch! Eine Adresse steht da und der Geburtsort der Mutter, Bromberg. Gerald ist komplett verwirrt. Er ist in Wien geboren und womöglich lebt sie noch – das stürzt ihn in Aufregung. In seiner stillen Weise zeigt er das nicht, er weiß ja nicht was Mutter und Vater ist, oder Brüder und Schwestern, oder Onkeln und Tanten, Cousins und Cousinen, er kennt das nicht, in seinem einsamen Leben.

Ich habe mir eine Telefonnummer einer Gisela H. aus Bromberg herausgesucht. In seinem Einverständnis rufe ich an, er fühlt sich zu schwach dazu. Ich beginne der unbekanntenen Dame, die sich meldet, indem ich mich vorstelle, mein Ansinnen zu erklären, ob sie vielleicht weiß, ob der

neben mir sitzende Gerald ein Verwandter von ihr ist, für sie vielleicht wie ein Anruf von einem anderen Planeten. Sie ist tatsächlich die Tante von Gerald, 84 Jahre alt, etwas schwerhörig schon, und ich habe das Gefühl, dass sie Bescheid weiß, und sie gibt mir die Telefonnummer einer in Wien wohnenden Schwägerin von ihr, mit dem Bruder von Gerald's Mutter verheiratet, die genauer Bescheid weiß, und ganz gerührt meint sie zu mir, *„Sie müssen ein guter Mensch sein,“* auch der Psychotherapeut braucht seine Streicheleinheiten.

Gerald sitzt wie versteinert neben mir, einige Tränen vergießt er. Ich rufe seine Tante an. Sie ist zuerst misstrauisch, erst als ich mich auf ihre Schwägerin berufe, beginnt sie mir zu erzählen. Ja Gerald's Mutter lebt noch, sie ist 82 und manchmal etwas verwirrt. Aber sie hat laufend Kontakt zu ihr. Ja, sie hat Gerald als Kind weggegeben, weil sie auch als Prostituierte gearbeitet hat, ich hatte das vermutet, und Gerald habe noch drei Geschwister, mit einer Tochter von ihr habe es einen Streit gegeben. Ich führe ein langes Gespräch, und noch eines, wo sie mich anfragt, ob sie sich ohne Furcht mit Gerald treffen kann, man wisse ja nicht. *„Ja,“* sage ich, *„Gerald ist der herzensguteste Mensch, den ich kenne, und sie werden viel Freude mit ihrem Neffen haben.“* Und Gerald sitzt dabei und ein inneres Strahlen berührt mich sehr.

Inzwischen haben sie sich schon mehrere Male getroffen, und auch mit der Mutter, der Gerald keine Vorwürfe macht, denn niemand könne wissen, in welcher schwieriger Lebenssituation sie sich befunden habe, meinte er verständnisvoll. Mit seiner Mutter und seinen Verwandten wird er seinen 60. Geburtstag feiern, und ich bin schon neugierig, was er mir davon erzählen wird. Ist es möglich, dass er nun sein Leben neu beginnen wird, seine gestohlene Mutter in die Arme schließen, Schwestern und Brüder, und sein gestohlenes Leben wieder finden und sich mit aller Lebenskraft neu erfinden. Ich wünsche es ihm von ganzen Herzen!

---

## ICH TRETE DAS ERBE DES VATERS NICHT AN!

Matthias hatte bei einem Motorradunfall sein Bein von der Hüfte abwärts verloren und vor Gram hatte es ihm die Sprache verschlagen. Auffällig war seine Begeisterung für den Sport und insbesondere im Schwimmen war er im Behindertensport eine Klasse für sich. Wenige Worte würgte er heraus und versuchte sie zu Sätzen zusammenzufügen. Seine Stimme klang sonor, darauf wies ich ihn hin und fragte ihn, wie er es denn fände in einem Chor mitzusingen. Matthias schaute mich verdutzt an. Bei einem der nächsten Gespräche erzählte er mir, dass sein Onkel in einem Chor wäre und er ihn zu einem nächsten Treffen mitnähme. Aus dem Chorgesang wurde auf lange Sicht nichts, aber er fand langsam wieder zu seiner Stimme zurück und sein früheres Selbstbewusstsein machte sich langsam wiederum breit.

Was war geschehen? Matthias war auf dem Weg zur Arbeit gewesen und so berechnete ihn der Arbeitsunfall zu vermehrter Leistung auch von der Unfallversicherung, Leistungen, die er im Zuge unserer Therapie immer mehr in Anspruch nahm. Schon im Zusammenhang mit einer komplizierten Beinprothese erreichte er, dass er eine komplexere Prothese aus Deutschland bekam, was er nur seiner forschen unnachgiebigen Haltung zu verdanken hatte. Wäre er, wie es ihm in der Spezialinstitution für Unfallopfer „vorgeschlagen“ worden war, depressiv gewesen, hätte er niemals die Kraft gehabt, derart beharrlich diese Spezialprothese einzufordern. Die Psychotherapie machte ihm Mut, Dinge zu tun und ein Leben zu leben, das ihn mitten in die Gesellschaft führte, oft zum Leidwesen der Unfallversicherung, der Krankenkassen und manchmal auch seiner Familie, die manchmal meinte, dass er in seiner Situation über die Stränge schlüge.

Matthias lag schwer verletzt im Spital, als ihm seine langjährige Freundin eröffnete, dass sie ihn verlassen würde, weil sie sich ein Leben mit ihm unter diesen Umständen nicht vorstellen könne. Das traf ihn tief. Die Mutter versuchte ihm beizustehen, aber sie selbst kam aus einer erst kurz zurück liegenden Familientragödie. Sie und ihr Mann hatten sich auseinandergeliebt, sie hatte mehrfach schon überlegt, die Partnerschaft zu beenden, der Mann griff immer öfter zum Alkohol, zuletzt wurde ihm schwer alkoholisiert der Führerschein abgenommen, das war für sie

ausschlaggebend, die Beziehung zu beenden. Schließlich rief sie der Mann an, ich erfuhre die Bestätigung in einer Familiensitzung von ihr, und teilte ihr mit, dass sie ihm nun zuhören könne, wie er sich mit Aufhängen an einem Strick aus dem Leben befördere. Obwohl sie sofort die Polizei und Rettung verständigte, war er nicht mehr zu retten. Dieses Erlebnis brachte sie aus dem Gleichgewicht, die Schwester von Matthias zog sich in ihre eigene Familie zurück, und einige Monate später hatte Matthias seinen schweren Motorradunfall.

Matthias arbeitete alle diese Problematiken in vielen psychotherapeutischen Gesprächen durch und fand mit der Zeit zu seiner Lebenslust zurück. Zuerst sportlich, er hatte Erfolge als Schwimmer in Einzel- und in Mannschaftsbewerben, österreichische Meistertitel waren nahezu an der Tagesordnung. Sportlich entwickelte er sich zum Mehrkampfsportler bis hin zur Teilnahme am Iron-man – Bewerb. Diese Erfolge stärkten sein Selbstbewusstsein. Matthias trat verstärkt für seine Rechte ein und begann sich auch weiterzubilden. Er vervollkommnete seine Fähigkeiten in der Fotografie, er hatte vor seinem Unfall einen hochqualifizierten technischen Beruf ausgeübt, und machte zusätzlich eine journalistische Ausbildung, zu der er zugelassen worden war. Er bestand auch auf seinem Recht der psychotherapeutischen Unterstützung, indem er das in verschiedenen Auseinandersetzungen mit Krankenkasse und Unfallversicherung argumentierte. Die die Amputation begleitende Schmerzproblematik würde ihn ohne therapeutische Unterstützung zurückwerfen, das konnte er den Bewilligungsstellen in diesen Einrichtungen klar machen, auch mit dem Hinweis auf die Kenntnis der Lebensschwierigkeiten befreundeter Behinderter, die durch den Rückzug auf ihr schweres Schicksal den Lebensmut verloren und krankheitsanfälliger und finanziell gesehen teurer für die Allgemeinheit wurden.

Durch all diese Auseinandersetzungen und Erfahrungen gestärkt kam auch der spitzbübische Charakter von Matthias wieder zum Vorschein. Das zeigte sich nicht nur in seinem Freizeitverhalten, die Freundschaft mit Hochleistungssportlern aus der Behindertenszene, sondern insbesondere im sozialen Kontakt. Er trat immer mehr aus seiner Isolation heraus, hatte über seine Familie hinaus viele Freunde, und zuletzt auch viele beglückende Erfahrungen mit Frauen. Es war zwar oft schwer für ihn, in beginnenden Beziehungen Frauen klar zu machen, dass er nicht aus Mitleid Sympathien bekommen wolle, sondern als vollwertiger Mensch. Das kam nicht nur in

oft gescheiterten Beziehungsversuchen zum Ausdruck, Matthias trat immer mehr sensibilisiert für die Gleichberechtigung behinderter Menschen in der Gesellschaft ein.

Es war für mich auch eine wundervolle Erfahrung, mitzuerleben, wie Matthias sein neues Leben schuf. Er machte auch mir viel Mut, in meinem eigenen Leben nicht kleingläubig und verdrossen zu sein. Matthias begann in verschiedenen Medien mitzuarbeiten, er machte Sendungen für den Rundfunk, er hatte keine Scheu, bei großen Sportfeiern für die Gleichberechtigung des Behindertensports einzutreten, und dazu befürwortende Interviews mit dem österreichischen Bundespräsidenten und zuständigen Ministern und Politikern zu machen – das Versagen der Stimme war gebannt, er erhob seine Stimme für die Gestaltung einer menschlicheren Gesellschaft. Ein Highlight war seine offizielle Nominierung als begleitender Journalist zur Sommerolympiade in London, zu den Behindertenspielen, für die er eine großartige Fotoreportage machte.

Die große Krönung meiner psychotherapeutischen Arbeit mit Matthias war das begleitende Erlebnis seiner Begegnung mit seiner Lebensliebe. Matthias war jahrelang immer wieder auf Kur in Kroatien. Dort lernte er eine junge Frau kennen, die sich gerade auf der Flucht vor einer Beziehung mit einem gewalttätigen Mann befand. Matthias konnte ihr Sicherheit vor den Verfolgungen dieses uneinsichtigen Mannes, der noch dazu auf Kosten der jungen Frau gelebt hatte, geben – durch Witz und Charakterstärke. In dieser schweren Zeit verliebten sich die beiden ineinander und konnten sich Intimität, Sicherheit und Geborgenheit geben. Die junge Frau wagte nach einigen Begegnungen im Ablauf einiger Monate den Schritt, eine Partnerschaft mit Matthias einzugehen. Matthias bot ihr sein Heim, das ihr ein glückliches Zuhause wurde. Inzwischen sind sie verheiratet, geliebt auch von seiner und ihrer Familie. Die junge Frau hat auch in Österreich Ausbildung und Berufstätigkeit intensiviert, vor allem auch mit der Unterstützung von Matthias. So leben sie glücklich zusammen, und wie es im Märchen heißt, wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch! Und sie sind nicht gestorben, ganz im Gegenteil, sie sind beide wiedergeboren und leben ein glückliches gemeinsames Leben!

---

# MUTTERLIEBE GEGEN VATERSCHAFT

Mutterliebe will immer ohne Wenn und Aber lieben, Vaterherrschaft will klare Verhältnisse ohne Kompromiss. Die Kinder werden leicht zerrieben zwischen gewährendem Verständnis und pflichtgemäßer Erfüllung gestellter Anforderungen. Prallen diese Lebensweisen ohne gelungene Versuche von Einigungen auf einem Mittelmaß aufeinander, kann es leicht zu einer Katastrophe kommen. Teresa und ihre Schwester Veronika sind Überlebende einer solchen Katastrophe.

Ich lernte die Familie F. nach der Katastrophe kennen. Ich bekam einen Anruf von einer Sozialpädagogin, die mich sehr besorgt anfragte, ob ich bereit sei, eine Familie in Therapie zu nehmen, eine Frau mit ihren zwei halbwüchsigen Töchtern, nachdem der Mann Selbstmord begangen habe. Sie legte mir von vornherein ans Herz, ich müsse die Mutter überzeugen, ihre Töchter nicht mehr überreden zu wollen, mit ihr in das Haus zu ziehen, in dem sich der Vater umgebracht habe. Ich sagte zu, die Familie in Therapie nehmen zu wollen, und sagte, ohne auf das vorgebrachte Ansinnen einzugehen, dass ich mir erst selbst ein Bild machen müsste.

Frau F. kam mit ihren Töchtern zu mir, ein fünfzehnjähriges und ein zwölfjähriges Mädchen, beide offen und aufgeweckt. Während ihre Mutter mir ihre Situation erläuterte, saßen die Mädchen auf dem Sofa und unterhielten sich in einer adaptierten Form der „Stummerlsprache“, einer Art selbst entwickelten Geheimsprache. Sie waren beide ausgelassen und fröhlich. Mir imponierte diese solidarische Beobachtung des Vorganges einer Familientherapie und sagte auch das den Mädchen. Ich fragte sie nach ihren Wünschen, was sie denn so vorhätten. Teresa erzählte von ihrem Wunsch, einen Sozialberuf zu erlernen, Veronika von ihrer Freude Fußball zu spielen und mit ihrer geliebten Trompete Musik zu machen. Die beiden Mädchen machten auf mich den Eindruck, dass sie möglichst unbeeinflusst vom Geschehen befreit ihr Leben leben wollten. Doch das änderte sich rasch.

Die Katastrophe hatte sich schon angekündigt. Der Kindesvater war im Prozess der Pensionierung mit sich selbst in eine Sinnkrise geraten. Die Ehe mit Frau F. war die dritte Ehe, die vorigen beiden waren gescheitert.

Er hatte im Rahmen der Justiz eine leitende Stelle und war gewöhnt, die Gefangenen zu überwachen. Im Zuge der bevorstehenden Pensionierung begann er seine Frau zu verdächtigen, ihn zu betrügen und ihn verlassen zu wollen. Zugleich brachte er im Haus Kameras an und stiftete die minderjährigen Töchter zur Kontrolle der Mutter an und kontrollierte auch die Töchter in ihren Beobachtungen durch Gespräche und Verhaltensbeobachtung – und nicht nur das, er vertraute ihnen seinen Lebenskummer an und seine Befürchtungen über einen vermuteten Ehebruch seiner Frau. Er übertrug das System aus der Justizanstalt auf seine Familie. Dieses infantile Verhalten, entsprungen aus einer persönlichen Minderwertigkeit und einem jahrelangen unkontrollierten Machtsystem auf Seiten der Machthabenden, trug massiv zur Familienkatastrophe bei, der fortgesetzte Missbrauch der Töchter und das aggressive Misstrauen gegenüber der Ehefrau führte zum Auseinanderbrechen der Familie: Teresa landete in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, und obwohl von den Ärzten angesprochen, belastete er weiterhin Teresa mit seinen Eheproblemen und Selbstmorddrohungen, und seine Frau mit Vorwürfen und gleichzeitig war er nicht bereit auf die Vorschläge seiner Frau, sich einer Paartherapie zu unterziehen, einzugehen. Als Frau F. mit ihren Töchtern zur Befriedung der Situation vorübergehend zu ihren Verwandten übersiedelte, rastete Herr F. aus. Obwohl Frau F. die bedrohliche Gefährdung einschätzte und die Polizei verständigte, konnte Herr F. den Amtsarzt beruhigen, wurde wieder entlassen, fuhr schnurstracks zum Haus der Familie, stellte das Auto in einer Seitengasse entfernt ab, verbrachte die persönlichen Dokumente seiner Frau in das Auto und verschüttete im ganzen Haus Benzin und entzündete dieses im oberen Stockwerk. Es kam zu einer gewaltigen Explosion, Herr F. wurde über die Treppe hinunter geschleudert und er brach sich das Genick und war auf der Stelle tot. Die eintreffende Feuerwehr löschte den Brand und die Polizei diagnostizierte Selbstmord und stellte alle weiteren Ermittlungen ein.

Für Familie F. begann eine Höllenfahrt. Frau F. versuchte mit ihren Töchtern in einer Ausweichwohnung das Leben neu zu ordnen, aber die Einmischung verschiedener sozialer Institutionen wie Jugendamt, Kinder- und Jugendpsychiatrie, Schule und Gerichte etc. wirkten zentrifugal auf die Familie, die Restfamilie F. brach schließlich auseinander. Ich erlebte dieses Auseinanderbrechen zum Großteil in dem psychotherapeutischen Gesprächen mit Frau F., in denen ich sie in ihren von Mutterliebe geprägten Bemühungen, für die Töchter da zu sein, unterstützte, zum kleineren Teil

auch in familientherapeutischen Gesprächen, verschiedentlich mit beiden Töchtern, in der Hauptsache dann mit Teresa. Die Begegnungen mit Teresa waren jeweils in den Schnittstellen von der Unterbringung in verschiedenen sozialen Einrichtungen möglich. Zu verschiedenen Zeiten, in denen die Kinder- und Jugendpsychiatrie den Kontakt mit der Mutter gestattete, im Rahmen einer eingeschränkten und in Absprache mit den Töchtern kontrollierten Erziehungsberechtigung, im Übergang zur Unterbringung in einer Wohngemeinschaft für Jugendlichen, nach dem Rauswurf aus einer Kinder- und Jugendpsychiatrie in einem anderen Bundesland, die pädagogische Kompetenz der Psychiatrie gegenüber Jugendverhalten war hier überfordert worden, dann nach Selbstmordversuchen in der Psychiatrie in wieder in einem anderen Bundesland und nach Überstellung in eine Psychiatriestation in der Nähe ihres Heimatortes, aus der sie mit einer massiven Medikation ihrer Mutter übergeben wurde, mit dem Hinweis auf eine mögliche Unterbringung in eine psychiatrische Nachfolgeeinrichtung, aber ohne konkrete Zwischenunterstützung durch Psychiatrie oder Psychotherapie. Ihre Schwester hat eine vergleichsweise geringere Fremdunterbringungsodyssee hinter sich, sie ist seit längerer Zeit in einer Wohngemeinschaft für Jugendliche untergebracht, der Kontakt mit der Mutter ist spärlich, manchmal auch über längere Zeit auf ihren Wunsch komplett ausgesetzt.

Frau F. gelang es, wie sie selbst sagt, durch die psychotherapeutische Unterstützung, Fuß zu fassen. Sie lebt nicht nur seit längerer Zeit in ihrem wieder renovierten Haus, in dem sie die Töchter teilweise immer wieder besuchen beziehungsweise in dem Teresa in den letzten Monaten mit ihrer Mutter lebt und dort die Geborgenheit im mütterlichen Heim schätzt. Frau F. hat auch beruflich einen Aufstieg geschafft und arbeitet geschätzt von ihrer Kollegenschaft in einer verantwortlichen Position. Allerdings leidet sie unter dem Vertrauensverlust ihrer Kinder. Sie will, wann immer die Kinder es wünschen, für sie da sein, aber die Schmälerung der Lebensaussichten ihrer Kinder, im Unterschied dazu wenn sie in der Geborgenheit ihrer Familie aufgewachsen wären, schmerzt sie sehr. Sie kommt, wenn sie bei ihr sind, ihren Wünschen nach Nähe nach, ob sie jetzt in ihrem Haus Teresa das Glück der ersten großen Liebe genießen lässt, oder Veronika, die davon spricht, dass sie im Obergeschoß des Hauses Schreckliches erlebt habe, über das sie nicht sprechen könne, bei sich im Doppelbett schlafen lässt. Aber, dass sie nicht anschließen können an ihr früheres Leben, das

macht sie verzweifeln: dass Veronika aufgehört hat mit ihrer Leidenschaft Fußball und Trompete zu spielen, und dass Teresa ihren Wunsch, die höhere Schulbildung abzuschließen, nicht wieder aufgegriffen hat.

Teresa hat bei unseren Gesprächen immer mehr Vertrauen zu mir gefasst. Auch wenn es oft dramatisch zugeht. Ich habe ihre Enttäuschung über das Verhalten ihres Vaters ausgefasst, als ich das einmal anspreche, was er verbochen hat an der Familie. Sie beschimpft mich heftig und entzieht mir das Du-Wort in dieser psychotherapeutischen Sitzung. Aber sie schenkt mir ihr Vertrauen und spricht mir das Verständnis für sie und meine Zuhörqualitäten aus. Sie schenkt mir das Vertrauen und bespricht mit mir ihre Wünsche und Sehnsüchte in ihrer ersten großen Liebe. Und sie braucht jemand, mit dem sie über ihre leidvollen Erfahrungen in der Psychiatrie sprechen kann. Sie will ein Buch darüber schreiben, ich unterstütze sie darin, weil das ihre Reflexion über ihr Geschick einleiten kann und den Weg zu einem selbstbestimmten Leben ermöglicht. Sie bringt mir einen ersten Text mit.

*„Kinderpsychiatrie X. – Angebot von Paul M., mich und V. vorbeugend zum Todestag wieder auf zu nehmen.*

*Fluchtversuche von der Station: Pfleger bringen mich in den ‚Auszeitraum‘ (ein Raum mit Gummi, auch an den Wänden) und halten mich zu sechst fest. Ich versuche zu entkommen. Spritzen kommen zum Einsatz, so lange bis man einschläft und am Vitalparameter hängt.*

*Vergleich zur Erwachsenenpsychiatrie – Pfleger bringen mich ins Zimmer, am Bett festgeschnallt, Venflon wird gestochen, Infusion angehängt, Videoüberwachung eingeschaltet, Warten auf Beruhigung*

*Kinderpsychiatrie – Duschen: Pfleger R. klopft und öffnet einfach die Badezimmertür, dann schaut er noch zwei Minuten zu und geht wieder. Als ich fertig war, bin ich auf ihn losgegangen, er streitet alles ab, ich musste in der Gummizelle schlafen (am Boden auf den Gummimatten).*

*Kinderpsychiatrie – Pfleger R. ließ übrigens auch überall noch seine Zigaretten herumliegen, die wir dann gefunden und geraucht haben.*

*Kinderpsychiatrie – Ich habe die Medikamente verweigert, deshalb, 24 Stunden gelockerte engmaschige Aufsicht' (d.h. Video, Stationsperre).*

*Man wird vor Wahl gestellt: ‚Entweder du schluckst die Beruhigungsmittel oder ich spritze sie dir!‘*

*Erinnerung einer Mit-Patientin. Sie wollte gut in der Schule sein und hat viel gelernt. Dr. M. hat sie aufgenommen, stationär, und hat ihr die Lernsachen weggenommen, in die Heilstätten-Klasse durfte sie auch nicht gehen, weil er meinte, sie sei LERNSÜCHTIG!*

*Eine andere Mit-Patientin (sie war magersüchtig) fragte er: ‚Na, willst mit mir auf eine Torte gehen?‘*

*Nachdem meine Mutter eineinhalb Stunden gewartet hat, fragte er: ‚V. willst du die Mama sehen?‘ V.: ‚Ja‘ Er: ‚Teresa und du?‘ Ich: ‚Ich weiß nicht‘ Er: ‚Na du hilfst mir stark!‘ (aber wir wurden zusammengelassen.....)*

*Dr. E.: ‚Deine Mutter ist eine Rabenmutter‘, daraufhin tritt in die Eier von mir. Er verlangte eine Entschuldigung. Ich hab mir gedacht: ‚Deine Entschuldigung kannst du haben, den Tritt nimmt dir eh keiner mehr ab...‘*

*Y. Kinderpsychiatrie – In einem Aufenthalt war ich so zugedröhnt von Medikamenten, dass ich einmal wach wurde und mich an ein ganzes Monat nicht erinnern konnte.“*

Ich bin erschüttert. Aber Teresa besorgt mir sämtliche Berichte aus der Kinderpsychiatrie. Bei genauer Durchsicht stimmen ihre Berichte mit den ärztlich gezeichneten Berichten überein, z.B. das Niederringen und Festbinden ist quasi objektiv beschrieben. Ich bin entsetzt. Diese objektive Fehlerlosigkeit, alles beschrieben ohne den Hauch einer Selbstreflexion. Die Notwendigkeit einer Objektivität. Die Mitleidlosigkeit ohne Einsicht und Umsicht. Ohne sich informiert zu haben, wie die Umstände des Todes des Vaters gewesen sein könnte, wird nach einem Jahr, weil die Trauer nach einem Jahr zum Abschluss gekommen sein müsste, ein Grabbesuch arrangiert, und niemand wundert sich, warum die Mädchen zusammenbrechen und medikamentös ruhig gestellt werden müssen. Hier liegt eine „Enteignung der Gesundheit“, wie Ivan Illich meint, vor und die Notwendigkeit einer

grundlegenden Reform des Gesundheitswesens ist gegeben, damit „die Medizin“ nicht...“zu einer Hauptgefahr für die Gesundheit“ ...wird.

Teresa hat die Schädigung durch ihre Aufenthalte in diversen Kliniken und anderen Einrichtungen noch nicht so weit überwunden, dass sie sich stark genug fühlt, ihr Leben mit der Unterstützung ihrer Mutter und meiner Unterstützung selbst in die Hand nimmt, sie ist nach einigen Monaten in eine nachbetreuende Einrichtung gegangen, um sich zu finden. Bei Problemen ruft sie mich an, das hat sie sich ausbedungen. Sie hat mich schon zweimal angerufen und ich durfte sie unterstützen. Auch ihren Freund hat sie schon öfter angerufen. Ihre Mutter ruft sie jeden Tag an und spricht sich mit ihr aus. Ich hoffe, dass sie ihren Weg findet und ich bin bereit, sie weiter darin zu unterstützen.

---

# DER KÄTZCHENSCHLECKER

„Was ist Ihnen da eingefallen?“ frage ich. „Ich wollte ihr nichts tun. Sie hat es von mir verlangt,“ stammelt er. Da sitzt er vor mir, das Gesicht grün und blau geschlagen. „Helfen Sie ihm, er ist eigentlich ein guter Kerl,“ sagt die Betreuerin zu mir. Armin war der erste behinderte Klient in der Familienberatungsstelle Hollabrunn, der intensiv von mir betreut wurde. Die Arbeit mit ihm war der Ausgangspunkt für viele Überweisungen von Menschen, mit deren Problemen die Behinderteneinrichtungen der näheren und weiteren Umgebung nicht zu Rande kamen.

Armin erzählte mir, dass ihr mit dem in der Nähe wohnenden fünfjährigen Mädchen befreundet gewesen sei und das Mädchen ihn aufgefordert habe, als sie allein gewesen waren, ihr Geschlechtsteil anzufassen und es zu lecken. Armin, 30-jährig, einfältig, zugleich arbeitsam, aber durch seine Kindlichkeit überfordert, allein und unbeaufsichtigt zu leben, schilderte den Vorfall in einer sehr kindlichen Weise, so, als ob das Mädchen bei diesem Vorfall die Initiative ergriffen hätte. Er selbst sah sich als Freund des Mädchens, mit dem er sich oft schon getroffen hatte, und über dieses und jenes geredet habe. Beim näheren Nachfragen ergab sich auch, dass Armin sexuell unaufgeklärt war und er zugleich Frauen oder Mädchen nach dem Alter nicht zuordnen konnte, für ihn war alles Weibliche Frau.

Armin hatte nicht nur ein Polizeiverhör hinter sich, in dem er ein Geständnis über mehrere sexuelle Übergriffe abgelegt hatte, die bei näherer Untersuchung sich als falsch herausstellten – er hatte aus Angst alles zugegeben. Schlimmer war noch, dass der Stiefvater des Mädchens ihn gestellt hatte und krankenhaureif geschlagen hatte. Seine Schilderung des Vorfalls mit dem Mädchen war davon gekennzeichnet, dass er nicht richtig verstand, wessen er überhaupt beschuldigt worden war. Ich entschied mich dafür, auch um Schlimmeres zu verhindern, seine psychotherapeutische Betreuung zu übernehmen. Ein erster Schritt war ihn in der Wahrnehmung von weiblichen Personen zu sensibilisieren und ihm klare Anweisungen zu geben, was er keinesfalls tun dürfe und sich im weiteren von Kindern und Mädchen fernzuhalten. Er erzählte mir bald voller Stolz, dass ihn in der Schnellbahn eine Frau angesprochen hatte, die sich mit ihm unterhalten hatte. Ich hatte ihm dazu eingeschärft, sich über das Alter betreffender

Personen zu informieren. Er schwärmte von dem Gespräch mit dieser Frau und sie habe ihm gefallen, auf meine Frage nach dem Alter, berichtete er mir dass sie 80 Jahre alt gewesen sei. Dieser mit einer Frau beschriebene Kontakt sei in Ordnung und ich lobte ihn dafür.

Armin war seiner Erinnerung nach immer in Heimen gewesen und dadurch, dass er offensichtlich immer ein in sich gekehrter Mensch war, machte er den Eindruck eines „wildes Kindes“, das nicht unter Menschen aufgewachsen ist. Die Schule und die Gemeinschaft mit anderen waren fast wie spurlos an ihm vorüber gegangen. Das Sprechen mit mir, meine Fragen, meine Anweisungen, was richtig und falsch ist, schuf ein Vertrauensklima, in dem der wortkarge Mensch mit der Zeit immer redseliger werden konnte. Ich merkte, dass er aber zugleich seine Umgebung kritisch beobachtete. So erzählte er mir, dass der Stiefvater des Mädchens arbeitslos sei, aber 2 teure BMWs vor dem Haus stehen hatte und von vielen Besuchen im Haus erzählte er mir. Armin arbeitete als Hilfsarbeiter und ich konnte mich überzeugen dass er ein verlässlicher und tüchtiger Arbeiter war. Ich gewann den Eindruck, dass er sein Vergehen zum Zeitpunkt seiner Handlung gar nicht verstanden hatte, erst durch die Gespräche mit mir wurde ihm seine Untat bewusst – ich war für ihn wie ein Vater mit seinem kleinen Kind, der ihm erst sagen musste, was man tun darf und was nicht.

Meine Einschätzung wurde durch die Gerichtsverhandlung bestärkt. Das kleine Mädchen entlastete ihn in ihrer kontradiktorischen Aussage, indem sie beschrieb, dass er nur das getan hatte, was sie ihm angeschafft hatte. Was mich erschreckte war, dass sie ihrer Aussage hinzufügte, aber er hat mir nichts hineingesteckt, eine Aussage, die ein furchtbares Bild über das Martyrium dieses Kindes zeigte. Armin wurde zu einer bedingten Strafe auf Bewährung mit eine Auflage zur Psychotherapie verurteilt.

3 Jahre lang kam Armin zu mir und das was an Nacherziehung möglich und notwendig war, leisteten wir. Es gelang mir ihm auch das Lesen beizubringen und die Grundrechnungsarten auf der Basis einer von ihm auch verstandenen und akzeptierten sozialen Eingliederung. Heute lebt er zusammen mit seiner Freundin in einer gemeinsamen Wohnung und geht seiner Arbeit nach. Betreut wird er von der sogenannten Nachbetreuung, wo er und seine Freundin in der Bewältigung des Lebensalltages unterstützt werden.

---

# BRÜDERCHEN UND SCHWESTERCHEN

Ich lernte Josef zugleich mit Franz kennen. Die Leitergruppe kam gemeinsam mit den beiden zu mir, um einen Vorfall, der alle beunruhigte, zu klären. Es hatte sich bei einer ärztlichen Untersuchung herausgestellt, dass der Anus von Franz stark verletzt war und er keine Auskunft gab, wer das verursacht hatte, und Josef wurde verdächtigt, der Täter gewesen zu sein. Beide schauten mich treuherzig an, Franz tat so, als ginge ihn das ganze nichts an, Josef war überhaupt wortkarg, und auffällig war, dass er ständig seinen Kopf schüttelte. Die pädagogische Leiterin und der Wohnhausleiter hatten die beiden in die Beratungsstelle mitgebracht, damit ich ein klärendes Gespräch führe.

Franz war nicht bereit oder auch nicht imstande eine genauere Auskunft darüber zu geben, wer ihm die Verletzungen zugefügt haben könnte, aber er bestätigte mit Josef sexuellen Kontakt zu haben. Josef im Rahmen seiner Kopfschüttellei stammelte etwas von Schlafwandelei, aber eine genauere Auskunft war von ihm nicht zu erhalten. Es war schließlich nicht zu eruieren, was tatsächlich geschehen war. Die Kontaktverweigerung, die verbunden war mit aggressiven Ausbrüchen gegenüber anderen, die vor allem in einem Arbeitsprozess, wenn der andere nicht sich so verhielt, wie es Josef im Sinne des Arbeitsfortschrittes für notwendig hielt, war für Josef kennzeichnend, es war schwer mit ihm in Kommunikation zu kommen. Das veränderte sich maßgeblich, als Josef als Teilnehmer der dreijährigen Gruppentherapie „Glücklich in Retz“ die Möglichkeit bekam, sich mit anderen in einer besseren Alltagsbewältigung zu üben. Diese Kreativgruppe, die soziales Zusammenwirken lernte und in künstlerischer Ausdrucksweise in Bild und Text die Bedürfnisse und Probleme der eigenen Person darstellte, half Josef zu vermehrtem Selbstbewusstsein. Er sah sich auch als Manager der Gruppenregulative und der zu erbringenden Arbeitsleistung. Der kontinuierliche Kontakt zu mir, ermutigte ihn, mich zu fragen, ob er zu mir in Einzeltherapie kommen dürfe.

Josef besuchte mich meist in der Beratungsstelle, manchmal nahm ich ihn mit auf einen Kaffee zu mir nach Hause. Wenn ich in meinem großen Seminarraum gemeinsam mit meinem Sohn, einem Kung-Fu-Meister das Seminar Auto-Chi veranstaltete, einer Kombination von Autogenem

Training und Tai-Chi, war Josef immer dabei, darauf bestand er. Und er konnte sehr bald den übrigen Teilnehmern genau erklären, worauf es dabei ankam, und er selbst wendete das Autogene Training für sich selbst an und machte es auch mit seiner Schwester, und er befragte mich auch immer, ob er es wohl richtig verstanden hätte. Ich war sein Therapeut und sein Freund, und er sagte zu mir, *„Du musst 180 Jahre alt werden, dass ich immer zu dir kommen kann.“*

Josef war 40 Jahre alt und seit seinem 15. Lebensjahr im Heim. Warum im Heim? Dieses ewige Kopfschütteln und das Aufbrausen, das manchmal bis zum Würgen des Kontrahenten führte, das machte seine Betreuung notwendig. Ich sprach Josef auf das Kopfschütteln an, und ich fragte ihn, ob dieses ewige Kopfschütteln ein ewiges Nein gegenüber Vorkommnissen bedeuten könnte, ein Nein zu einem widerfahrenen Unrecht. Josef schaute mich mit weit aufgerissenen Augen an, dann sprang er auf und rannte aus dem Beratungszimmer der Familienberatungsstelle und setzte sich auf die Stufen und schrie seinen Schmerz aus sich heraus. Ich erschrak und lief ihm nach und nahm ihn bei der Hand. *„Josef was ist los, was ist passiert?“* Er schluchzte und begann stockend zu erzählen.

Das, was er erzählte, zählte zum Schrecklichsten, was vorstellbar ist. Er war in einer Familie in einem Dorf im Weinviertel aufgewachsen. Der Vater beherrschte die Familie und führte ein Schreckensregiment. Die hilflose Mutter musste nicht nur geschehen lassen, dass ihr Mann mit den Töchtern schon als sie noch Kinder waren, sexuelle Beziehungen unterhielt, sondern er versuchte seine Söhne, unter Alkoholeinfluss zu ähnlichen Handlungen zu nötigen. Außerdem erzählte mir Josef, dass seine Geschwister auch Besuchern zu willig sein musste. Als der halbwüchsige Josef, weil er dieses furchtbare Treiben seines Vaters nicht aushielt, damit drohte, die Polizei zu Hilfe zu holen, griff der Vater zu verbrecherischen Maßnahmen. Er zwang Josef, mit seiner Schwester sexuell zu verkehren. Als Josef dies nicht gelang, machte er sich nicht nur lustig über ihn, sondern zwang ihn und seine Mutter mehrfach den Beischlaf miteinander auszuführen. Und er machte ihm klar, wenn du mich anzeigst, dann bist du dran, weil du hast deine eigene Mutter vergewaltigt. Josef sah den Ausweg aus dieser Geiselnhaft letztlich nur darin, die Polizei zu Hilfe zu rufen, die dann seine Einweisung in das Behindertenheim veranlasste. Ich saß fassungslos neben ihm auf den Stufen.

Kann ein derartiges Trauma überhaupt aufgearbeitet werden? Josef kam einige Jahre zu mir in die Beratungsstelle, und ich lernte auch seine Schwester kennen. Die anderen Geschwister, die Mutter und zuletzt der Vater waren inzwischen gestorben. Ich hatte auch die Behinderteneinrichtung informiert, den Verantwortlichen waren die Grundproblematiken dieser Schreckensfamilie bekannt. Die Schwester bestätigte mir auch die Angaben von Josef, und darüber hinaus eröffnete sie mir, dass sie mit ihrem eigenen Vater drei Kinder gezeugt und zur Welt gebracht hatte, die Kinder seien nun erwachsen und in verschiedenen Heimen untergebracht. Sie sagte, *„ich habe dafür gebüßt, ich bin dafür im Gefängnis gesessen. Mein Vater nicht, der wurde für haftunfähig erklärt.“*

Josefs Schwester hatte inzwischen geheiratet, einen Mann, der die ganze Geschichte seiner Frau kannte. Auch ihn habe ich kennen gelernt. Die Behinderteneinrichtung hatte mich angefragt, ob ich den Kontakt von Josef mit seiner Schwester für ihn für gefährdend halte. Josef hatte inzwischen im Heim eine Garconiere bezogen, die er peinlich in Ordnung hielt. Er hat mich dorthin eingeladen und mich stolz bewirtet. Ich machte die beiden auf die Problematik ihres Kontaktes aufmerksam und empfahl, dass der Tagesbesuch bei Anwesenheit ihres Mannes sinnvoll sei, um eine gesundende Bruder-Schwester-Beziehung zu ermöglichen. Leider konnte Josef seine therapeutische Begleitung gegen meine Empfehlung abbrechen. Ich sah ihn später kurzfristig noch einige Male, weil es, wie ich befürchtet hatte, zum sexuellen Kontakt zwischen den Geschwistern gekommen war. Leider brach Josef den therapeutischen Kontakt nach einigen Sitzungen in der Familienberatungsstelle wieder ab, mit der Aussage, dass ihm die Therapie bei mir wieder geholfen habe und dass es ihm gut gehe. Ich informiere die Behinderteneinrichtung davon, dass ich das nicht so sähe, aber er ist seitdem nicht mehr zu mir gekommen. Ich habe nichts Näheres mehr von ihm erfahren und ich hoffe, dass er seine Ruhe gefunden hat, ohne mit dem Kopf schütteln zu müssen.

---

## EINER, DER SICH NICHTS SCHISS

Franz zeichnete sich aus als jemand, der gerne dem folgte, was man ihm vorsprach, und der auch gerne das tat, was jemand von ihm verlangte. Wie ein Schutzwall, der ihn vor möglichen problematischen Situationen bewahrte, auch wenn er dadurch in massive Schwierigkeiten geriet. Ich hatte ihn gemeinsam mit seinem Freund Josef kennen gelernt. Er redete herum, als wollte er nicht, dass Josef in Schwierigkeiten kommen könnte. So trug er auch dazu bei, dass Josef nicht eines sexuellen Vergehens ihm gegenüber beschuldigt werden konnte.

Nach einiger Zeit wurde ich von der Psychologin angerufen, ich hatte schon von einem anderen Klienten davon gehört, weil er von zwei Heimbewohnern beim Friedhof auf dem Platz, wo die abgelegten Kränze lagen, niedergedrückt und anal vergewaltigt worden war. Er wurde mir in der Familienberatungsstelle vorbeigebracht, um ihn in der Verarbeitung des Geschehens zu unterstützen. Es fiel mir allerdings auf, dass Franz in keiner Weise verstört war. Als ich mit ihm darüber redete, wurde klar, dass einer der Täter jener Heimbewohner war, der damals tatsächlich ihn öfter brutal vergewaltigt hatte und ihm die Verletzungen im Anus zugefügt hatte. Es war allerdings schwer mit ihm ins Gespräch zu kommen, zum einen wartete er immer ab, was ich sagte. Und seine Antwort war meist, du weißt ja besser als ich, was ich sagen will. Er wartete eine Art Gedankenlesen ab, ich erreichte das dadurch, dass ich ihn jedes Mal, was er gerne tat, vorschlug, eine Situation zu malen. Das konnte er nicht nur sehr gut, seine Zeichnung hatte auch immer eine starke Ironie. So zeichnete er, als er von einem Besuch seiner Familie ins Heim zurückkehrte, und er verärgert war, weil er respektlos behandelt worden war, seine Mutter als Huhn. Als ich ihn darauf ansprach, meinte er, meine Mutter ist ein narrisches Hendl, das wiederholte er wie immer, wenn er was sagte, zwei- bis dreimal. Seine Figuren, ob Mann oder Frau, zeichneten sich dadurch aus, dass immer alle ein riesiges Genital hatte. Seine Weltsicht war komplett sexualisiert. Sich zu prostituieren, er sprach sich nicht darüber aus, ob die beschriebene Vergewaltigung in seinem Einverständnis gewesen war, könnte für ihn auch ein Weg der Anerkennung, wichtig zu sein und in sozialen Kontakt zu treten, sein.

Die nächste längere Beratungsarbeit setzte ein, als sein Verhalten in der Öffentlichkeit großes Aufsehen erregt hatte. Er war einmal schon aufgefallen, wie er beobachtet worden war, wie er auf der Straße stand und onanierte, obwohl er sich unbeobachtet glaubte. Mir gestand er dann, dass ihn der riesige Busen der Fleischverkäuferin erregt hätte, und er schon oft onaniert hätte, jetzt sei er leider erwischt worden. Diesmal war es schwerwiegender und er war zum Fall für die Landesbeauftragten für die Heimunterbringung geworden. Die Psychologin ersuchte mich, ihn wieder enger zu betreuen, um zu verhindern, dass er in eine Anstalt für abnorme Straftäter abgeschoben werden würde. Er hatte vor die Geschäftsstelle der Bank defäziert und im Anschluss daran vor der Schule vor den herauskommenden Kindern onaniert. Mir war das Zusammenspiel beider Handlungen nicht dem gleichen Defekt zuordenbar. Und auf meine Nachfrage gab er auch zu, dass ihn andere angestiftet hätten, mit dem Satz, das traust du dich nicht, und er habe es ihnen beweisen wollen. Die Tragweite seines Handelns war ihm nicht zugänglich, vor allem auch, weil er mir gestand, dass er gerne auf seinen Spaziergängen, wenn er sich unbeobachtet fühlte, er beides öfter tat. Es war offensichtlich auch ein gewisser Kick für ihn dabei. Ich versuchte ihm nahezubringen, was für ihn und sein Leben hilfreich sein könnte. Als er mir von einer Frau berichtete, die er als Freundin empfand und der er sympathisch war, gab ich ihm den Hinweis, sich ihr zu widmen. Aber das gelang ihm nur einige Wochen, bis sie ihn, weil er nicht zu ihr und seinen Gefühlen stehen konnte, zurückwies.

Als er mir erzählte, dass er mit zwei Freunden sich gerne in der Umkleidekabine des Schwimmbades des Behindertenheimes aufhielte, wurde ich hellhörig und ließ ihn das zeichnen. Und richtig, er zeichnete die Penisse ganz deutlich mit Ejakulaten. Er gab das dann zu, bis zum verschiedentlich ausgeführten angeschafften Analverkehr, aktiv und passiv. Schließlich baten mich die Mitarbeiter des Heimes, die Therapie mit ihm zu beenden, weil er zu einem Therapeuten nach Wien fahren wolle und er auch einmal einen anderen Therapeuten haben wolle. Als ich ihn fragte, warum er das tue, sagte er lachend, *„da kann ich nach Wien fahren, und außerdem erzähl ich dem nix, vor dir kann ich ja keine Geheimnisse mehr haben.“* Ich war ihm aus seiner Sicht zu nahe gekommen, und er sagte mir das, worüber er sonst mit niemandem sprach. Das wehrte er ab. Damit musste ich mich zufrieden geben.

---

## DER BERSERKER

Der Leiter vom Turmhof Retz rief mich an, „*wir haben ein massives Problem, ich würde mich gerne mit dir darüber beraten, kannst du kommen?*“ Der damalige Leiter war immer stets informiert über die Befindlichkeiten aller Klienten und die Gespräche waren immer sehr aufschlussreich. Es ging um Jonas, einen mächtigen jungen Mann, 2 Meter groß, eine Betreuerin wollte ihn aus dem Zimmer drängen, er hatte sie von sich weggedrückt und ihr dabei das Nasenbein gebrochen. Die meisten Betreuer hatten Angst vor ihm, obwohl er eigentlich ein gutmütiger Bursche war. Bei der Gerichtsverhandlung war auch die Richterin wohlwollend zu Jonas, verwarnte ihn und er bekam eine Therapieaufgabe, und ich wurde gebeten, mit ihm ein Gespräch zu beginnen.

Ich traf mich mit ihm im geschützten Rahmen des Behindertenheimes, weil Befürchtungen bestanden, er könnte auch zu mir aggressiv werden. Die Sorgen waren völlig unbegründet. Jonas war ein riesiger, aber sehr gutmütiger Kerl. Er erinnerte mich sofort an den Riesen in John Steinbecks „Von Menschen und Mäusen.“ Er erzählte mir nicht nur die Geschichte mit der Betreuerin, die ihn nötigen wollte, in einen Raum zu gehen, und ihn geschoben und ihn zu umfassen versuchte, er habe sich nur aus der Umklammerung zu befreien versucht und dabei sei das ganze passiert. Dramatischer war seine Lebensgeschichte, die er mir gleich in der ersten Stunde erzählte. Er war als Ältester von drei Geschwistern bei Mutter und Stiefvater aufgewachsen, und hatte dort erlebt, wie sie mit Stöcken und Draht verprügelt worden waren und auch öfter beim Geschlechtsverkehr der Mutter zuschauen mussten. Die Kinder wurden dann der Mutter abgenommen und Jonas kam in das Behindertenheim „Am Himmel“, wo in der Hauptsache schwerstbehinderte Kinder untergebracht waren. Dort hatte er natürlich immer wieder disziplinäre Probleme. Mit 14 riss er aus und überlebte am Praterstrich. Er erzählte mir von seinen Techniken Fellatio mit und ohne. Im Anschluss daran wurde er im Behindertenheim in Retz untergebracht.

Dieses Gespräch war der Beginn einer langjährigen Therapie, die ich in der Familienberatungsstelle und bei mir zu Hause durchführte. Jonas vermisste das Vertrauen, er war emotional wie ein Säugling, der glücklich

war, seine Bedürfnisse befriedigt zu bekommen. Am glücklichsten war er, wenn er von meiner Frau Kaffee und Kuchen serviert bekam, er kannte sie aus seiner frühen Kindheit, weil sie die für den „Himmel“ zuständige Zahnärztin war, eine Ironie, dass gerade eine Zahnärztin die geschätzte Person seiner Kindheit war. Er selbst sprach es an, warum ich nicht sein Vater bin. Auffällig war neben der emotionalen Bedürfnisnot seine Intelligenz. Um die Intelligenz insbesondere von behinderten Klienten zu prüfen, spielte ich mit ihnen oft Karten. Ich bin ein sehr guter Schnapser, oder „66“ wie das Spiel heißt. Und Jonas gelang es oft mich zu besiegen, was auf Merkfähigkeit und Strategieverständnis zurückzuführen ist. Er hat kaum eine Schulbildung, weil er diese auch verweigert hatte. Ich wollte für ihn einen Eignungstest bei einem mir bekannten Psychologen arrangieren, und damit auch sein Wollen, Heim und Sachwalter hinter sich zu lassen, zu unterstützen. Aber der Sachwalter verweigerte dieses Ansinnen. Er war von Beginn an gegen die Therapie von Jonas, das führte oft zu massiven Störungen in der Betreuung und in der Therapie und zu aggressiven Ausbrüchen bei Jonas. Jonas fand sich schließlich damit ab, und sagte zu mir, *„Pawlik, du bist ein gefanzter Hund, aber du bringst mich nicht dazu, dass ich mich anstreng.“* So blieb die Therapie mit Jonas eine Möglichkeit sich auszusprechen und sich wohl zu fühlen. Jonas selbst bestimmte den Rhythmus der Therapie.

Als der Sachwalter versuchte, die Therapie zu unterlaufen, erzählte mir Jonas, *„da hab ich zu ihm gesagt, ich kann dir das auch erzählen, was ich mit dem Pawlik red, aber ich garantier, des hältst du nicht aus, da hat er dann nix mehr gesagt.“* Jonas fügte hinzu, *„Die Zuckerln, die ich vom Primar aus jeden Tag schlucken muß, die helfen doch nicht.“* So blieb ich für Jonas die Anlaufstelle, um sich auszusprechen. Die Aggressionen, die vor allem, wenn er sich ungerecht behandelt fühlte, sich langsam entwickelten und er dann den Aggressionsstau, wenn er sich unverstanden fühlte, mit einem Ausbruch abbaute, das war eine Gefahr, die ihm drohte. Das hatten wir in unseren Gesprächen bearbeitet, und Jonas wusste selbst wie oft und wie dicht er die Gespräche mit mir brauchte. Leider ergab sich über die Weihnachtsfeiertage eine längere Pause, als mich am Ende der Weihnachtsfeiertage der Wohnheimleiter anrief, und mir mitteilte, dass Jonas sein Auto beschädigt habe und dann auf ihn hingeschlagen habe. Er sei jetzt psychiatrisch untergebracht, aber sie hätten sich entschlossen, ihn in einer anderen Einrichtung, die psychiatrienah sei unterzubringen. Einen

Ausweg sähe er, wenn ich ihn bei mir zu Hause aufnehme. Ich versuchte ihm die Unterscheidung zwischen Psychotherapie und sozialer Einrichtung zu vermitteln, und dass ich keine solche sei. Letztlich ist Jonas in dieser Einrichtung untergebracht worden und ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Meine Bereitschaft jederzeit mit ihm psychotherapeutisch zu arbeiten, habe ich erklärt, vielleicht taucht Jonas einmal wieder bei mir auf.

---

## DIE STARKE FRAU

Ich sah aus dem Fenster. Ich wartete auf Albert, der einen Termin bei mir hatte. Da sah ich sie, eine rundliche Frau, die vor der Beratungsstelle unter einem Sonnenschirm auf und ab ging. Als Albert um die Ecke kam, ging sie mit raschen Schritten auf ihn zu und redete auf ihn ein. Er schüttelte zuerst den Kopf, dann nahm sie ihn beim Arm und beide verschwanden.

Albert war schon vor Jahren bei mir, als er mir überwiesen wurde, mit dem Ersuchen, ihm klar zu machen, dass eine sexuelle Beziehung zur eigenen Schwester strafbar sei. Albert, ein verlässlicher Arbeiter, damals bei einer Druckerei beschäftigt, sah das ein, und die beiden trennten sich auch örtlich. Es ist natürlich die Aufgabe eines Psychotherapeuten, Klienten zu schützen, sich in eine Gefahr zu begeben, die schwerwiegende Folgen für sie oder Beziehungspartner haben könnte. Ein grundlegendes Stück Arbeit ist da aus meiner Erfahrung immer die meist fehlende Sexualaufklärung nachzuholen und auch Lebenspläne zu entwickeln, die eine friedliche Entwicklung der Persönlichkeit in der sozialen Umwelt gewährleisten. Albert ist eine originelle Person und als er mit einer Frau eine Partnerschaft einging, war die erste Phase unserer Begegnung positiv beendet.

Der Sachwalter von Albert drang darauf, dass Albert wieder zu mir kommen solle. Das Vertretungsnetz Sachwalterschaft hat hier begonnen, eine neue Form von verantwortlicher Sachwalterschaft zu entwickeln, die sich auch intensiv um die persönliche Entwicklung ihrer Klientel annimmt. Das Problem sei, dass der gutmütige Albert sich von seiner Freundin Norma in seinem Verhalten bestimmen lässt, die vor allem sein Geld für vermehrte Einkäufe ausbeute und sich auch in den Kontakt mit seinem Arbeitgeber einmische, so dass die Gefahr bestehe, er könne seinen Arbeitsplatz verlieren. Offensichtlich ging aus meiner Beobachtung hervor, dass sie nicht wolle, dass er zu mir in Psychotherapie gehe.

Der Sachwalter tauchte dann mit Albert bei mir auf und wir verständigten uns, dass er wieder zu mir kommen werde. Albert war dann in den nächsten Sitzungen sehr kooperationsbereit, und lobte mich für mein Verständnis und welch guter Therapeut ich sei. Wir vereinbarten auch, ob es Arbeitsstelle oder ich oder sonst wer sei, dass nichts über ihn von seiner Freundin

ausgerichtet werden solle, zum Beispiel eine Absage beim Arbeitgeber oder bei mir wegen angeblicher Krankheit. Kaum hatten wir das vereinbart, rief mich Norma, seine Freundin, an sie müsse unbedingt mit mir sprechen.

Ich kannte Norma nicht persönlich, ich kannte ihren Bruder von einer Gruppenarbeit mit Paaren, die ich abrechnen musste, weil er einer der beiden war, die Franz auf dem Friedhof vergewaltigt hatten, und er vortauschte, als sei nichts vorgefallen. Er kam wie seine Schwester aus einer zerrütteten Familie, und seine Devianz rührte, wie mir Norma erzählte, aus der entsprechenden Sozialisation in den wechselnden Patch-Work-Familien. Nach mehreren Hindernissen war Norma bei mir sowohl allein als auch gemeinsam mit Albert aufgetaucht. Nun lichtete sich das Dunkel. Albert hatte einen Freund, der in einer nachbetreuten Wohnung lebte, wie auch das Paar Norma und Albert. Norma war schon aufgefallen, dass Albert oft allein in die Wohnung seines Freundes ging und dann entspannt wieder zurückkam. Als Albert einmal allein auf einem sogenannten Gruppenurlaub war, lud sie der Freund Alberts auf einen Kaffee zu sich ein. Während sie dort nichtsahnend auf Besuch war, fiel der Freund über sie her und vergewaltigte sie. Dass dieser Freund brutal war, wusste ich von einem anderen Klienten von mir, der mir erzählt hatte, dass er von diesem vergewaltigt worden war. Wie in diesem Fall hatte es auch bei Norma keine Folgen, weil er es abstritt und Norma schließlich aus Scham die Beschuldigung nicht weiter verfolgte. In den Paargesprächen stellte sich heraus, dass Albert seinen Freund gebeten hatte, sich in seiner Abwesenheit um seine Freundin zu kümmern. Er nahm das Geschehen daher nicht weiter tragisch. Nicht nur das, weil die sexuelle Beziehung zwischen beiden abkühlte, ging Albert weiter allein zu seinem Freund und die Entspannung, das machte er deutlich, entsprang der sexuellen Beziehung der beiden Freunde. Die Verzweiflung Normas war enorm, sie erzählte es, seit diesem Vorfall und durch die Nichtachtung Alberts, verfiel sie eine Fresssucht. Das tragische war es, dass sie versuchte den Arzt zu überreden, eine Magenbandoperation vorzunehmen. Ich machte das Paar darauf aufmerksam, dass das unter diesen Umständen für Norma sehr gefährlich werden könnte. Trotz aller Bemühungen von der Sachwalterschaft und mir brach das Paar die Therapie bei mir ab. Dass das Geschehen auf den Tisch kam, brachte eine gewisse Erleichterung, jeder hatte gesagt, was ihm auf dem Herzen lag. Norma war erleichtert, dass ihr endlich von jemand geglaubt wurde, Albert in seiner fatalistischen Sichtweise reichte es anscheinend, dass jeder sagen konnte,

was bedrückend war. Soweit war er zufrieden mit sich. Später hörte ich, dass Norma die Operation vornehmen hatte lassen. In dieser Weise lebte das Paar weiter zusammen und scheint sich mit den näheren Umständen zu arrangieren wie viele andere auch!

---

## DAS BLONDE PRINZESSCHEN

Die Institution nahm mit mir Kontakt auf. Ein Heiminsasse hatte einen Skandal im Dorf verursacht, die Allgemeinheit drängte auf die sofortige Unterbringung des Mannes in eine geschlossene Anstalt wegen Gefährdung der Kinder. Marcus N. war am Sonntag mit einer Perücke und in einem Kleid vor die Kirche spaziert, war dort stehen geblieben, hatte das Kleid hochgehoben und in aller Öffentlichkeit masturbiert. Mit der Versicherung der Einrichtung Marcus N. zu einer Therapie zu bringen hatte sich die Bevölkerung beruhigt. Nach dieser kurzen Information vereinbarte ich einen Termin für Marcus N. So begann meine Arbeit mit Marcus.

Marcus N. schlüpfte in sein Prinzessinnenkleid und stülpte seine blonde Plastikperücke über und machte sich auf den Weg zu mir nach Hollabrunn. Als er im Bahnhof aus dem Zug stieg, fragte er einen Passanten, *„Wie komme ich zu Dr. Pawlik?“* Der zeigte ihm nicht nur den Weg, sondern führte ihn zu mir in die Beratungsstelle, so dass mir klar wurde, dass die Beratungsstelle und meine Person in Hollabrunn nicht unbekannt waren.

Marcus war eins von 15 Kindern. Mit der Zeit wurden alle der Mutter abgenommen. Er kam schon in jungen Jahren in die Psychiatrie und lief dort mit. Sein Bruder war im „Haus der Künstler“ in Gugging, ich habe im Werk von Leo Navratil „Gugging 1946 bis 1986“ eine Darstellung seines Bruders mit seinen Werken gefunden. Marcus erzählte mir, dass er die meiste Zeit im Künstlerhaus verbracht hatte, bevor er in eine Nebenstelle der Retzer Einrichtung verbracht wurde. Er erzählte mir, dass er seit Jahren Puppen sammelte und er als Prinzessin sei der Herrscher über diese Puppen. Marcus war sehr kleinwüchsig und wurde so zum Gespött der Behinderten, so dass er den Kontakt mit ihnen vermied. Seine Aktion war ein Hilferuf aus der Einsamkeit und so hatte er in mir einen vernünftigen Gesprächspartner gefunden, so wie er sie in den humanistisch gesinnten Psychiatern wie Navratil oder Lindinger hatte.

Marcus hatte endlich wieder einen Gesprächspartner gefunden, der ihn ernst nahm. Wir redeten dies und das. Mich interessierten vor allem auch seine Erlebnisse in Gugging. Er hatte alle Künstler persönlich gekannt von August Walla bis Oskar Tschirtner. Er besuchte immer seinen großen

Bruder und war dort so eine Art beliebtes Maskottchen. Eines Tages brachte er mir ein matchbox-Auto mit und zeigte es mir stolz. Als ich ihn danach fragte, sagte er mir, jetzt sammle ich Autos und Traktoren. Und was ist mit den Puppen, fragte ich ihn. Die habe ich alle weggeschmissen, ich bin doch kein kleines Kind.

Sein Verhalten hatte sich geändert. Er war ruhiger und es schien keine Gefahr, einer massiven sexuellen Aktion zu bestehen. Seine Sachwalterin rief mich an und bedankte sich bei mir für den therapeutischen Erfolg. Ich sagte, es sei zwar zu einer qualitativen Besserung seiner Persönlichkeit gekommen, aber das müsse in einer weiter geführten Therapie erst gefestigt werden. Die Sachwalterin beendete das Gespräch mit dem Hinweis, dass sie es nicht für sinnvoll halte, die Therapie weiterzuführen. Damit waren das Gespräch und die Therapie beendet. Ich hörte dann später, dass Marcus wieder angefangen habe, Puppen zu sammeln.

---

## DER NOTORISCHE GRANTSCHERM

Die Behinderteneinrichtung wendet sich an mich. Richard wurde nach dem Einsitzen seiner Gefängnisstrafe nach einer frühzeitigen Entlassung unter Bewährung zur Psychotherapie verpflichtet. Er hatte diese Psychotherapie in der Männerberatung begonnen, jedoch mehr unwillig als kooperativ. Ob ich bereit sei Richard in Therapie zu nehmen, nachdem der Leiter der Männerberatung bescheinigt hatte, dass ich in dieser Art von Therapie kompetent sei. Ja, er soll einmal zu mir kommen, zugleich dachte ich mir, nachdem ich unbekannterweise so kompetent sein sollte, dass ich mit diesem Fall besser zurecht kommen sollte, oder wie auch immer. Unter dem Hinweis, dass ich so kompetent sei, habe ich schon so manche schwierige Klienten zugeschanzt bekommen. Aber sei es wie es sei. Ich war neugierig auf das Erstgespräch, mein Ehrgeiz war geweckt. Ein Anfängerfehler, den ich oft genug gemacht habe. Immer wieder mich dieser Herausforderung stellen.

Richard war in einem SOS-Kinderdorf aufgewachsen, hatte aber zu niemanden mehr von dort Kontakt, er fühlte sich ausgestoßen und redete abwertend vor allem über die Kinderdorfmutter, er konnte schnell und nachtragend grantig werden, wenn jemand sich nicht nach seinen Vorstellungen verhielt. So war er auch auf seine Freundin, die ihn nach dem Vorfall, wegen dem er zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war, verlassen hatte, beleidigt, noch dazu, wo sie jetzt mit einem früheren Freund von ihm zusammen lebte. Auf seine Freunde, denen er beim Hausbauen geholfen hatte, war er nicht gut zu sprechen, denn sie hatten ihn angezeigt, weil er mit ihrer dreizehnjährigen Tochter sexuelle Kontakte gehabt hatte. Er war deswegen im Gefängnis gesessen, dort war es ihm mit seinen brutalen Gefängnis kameraden schlecht gegangen, und nun saß er bei mir, weil, wie er sagte, in der Männerberatung versucht wurde, ihm ein schlechtes Gewissen zu machen. Ein schwieriger Fall!

Ich hatte mir die Polizeiprotokolle und das Urteil besorgt und ließ mir von ihm erzählen, was vorgefallen war. Ich hatte schon zuvor einige Jahre mit Sexual- und Gewalttätern in einer Justizanstalt längere Zeit gearbeitet und hatte da auch gelernt, sinnvollerweise, soweit dies möglich ist, mich jeder wertenden bewussten und unbewussten Haltung zu enthalten, umso überhaupt ein Verstehen der Tat zu erreichen. Ich hatte ihn zuerst überhaupt

nicht nach dem Grund, warum er denn zu mir kommen müsse, befragt, sondern ihm nach Nachfrage angeboten, nicht herumzureden, sondern einmal miteinander Karten zu spielen, das schon erwähnte Kartenspiel 66. Er spielte respektabel, aber er hatte in mir seinen Meister gefunden, und er freute sich über jeden gewonnenen Punkt. Während des Spiels gerieten wir langsam ins Gespräch. Er erzählte mir vom Gefängnis, das ich ja auch kannte, und meine Kenntnis, wie mit derartigen Straftätern dort von den Mitinsassen umgegangen wird, erleichterte ihm das. Dann erzählte er mir nach einiger Zeit auch die Umstände seiner Tat, und ich teilte ihm mit, dass er eigentlich, wenn Polizei und Gericht den Umfang der Tat erfasst hätten, er so billig nicht davon gekommen wäre.

Im Heim war er ruhiger geworden und er kam auch gerne zu mir, so war mein Eindruck. Als aber die Bewährungszeit abgelaufen war, das beobachtete er genau, verabschiedete er sich von mir. Ich bin ihm jedenfalls in guter Erinnerung geblieben, ich weiß das, weil er mich über andere Klienten bis heute immer wieder grüßen lässt. Verschiedentlich habe ich ihn auch zufällig in Retz getroffen, da war er immer recht freundlich zu mir und erkundigte sich nach meinem Wohlergehen. Manchmal habe ich den Eindruck, dass ich der einzige bin, zu dem er in seiner Sicht einen guten Kontakt hat, das scheint wohl das einzige zu sein, was ich erreicht habe. Wofür auch immer. Was ich so höre, gibt es immer Streit und Raufereien und der Alkohol spielt da eine zentrale Rolle. Zuletzt hatte er sich ein Behindertenfahrzeug erstanden und hat damit im Rausch einen Unfall verursacht, bei dem er sich auch verletzte. Mein Klient Andreas, der in der Hauspartie arbeitet, erzählte mir, dass er zwar gehunfähig zu sein scheint, aber um sich Alkohol zu besorgen, scheint ein Wunder zu geschehen, da kann er dann gehen. Dann läge er zu Hause, in seinem verdreckten Zimmer, besoffen und verrichte seine Notdurft in einen Kübel. Andreas, der täglich sein Zimmer aufräumen muss, schildert mir das sehr anschaulich. Dem ist nicht zu helfen, sagt er.

---

## MIR ANVERTRAUT

Andreas lernte ich durch eine Überweisung kennen, weil er in seiner Wohnung halbwüchsige Burschen, die ihn besuchten, mit Zigaretten und Geld beschenkt hatte. Die Burschen hatten angegeben, dass er ihnen auf die Geschlechtsteile gegriffen hatte, was Andreas nicht bestritt. Er war sich des Unrechts seiner Tat nicht bewusst, er hatte nur das gemacht, was die Burschen von ihm verlangt hätten, so sagte er. Er war 40 Jahre alt, bemüht um Anerkennung, ertrug sehr viel Spott, den er lange gleichmütig hinnahm. Wenn es ihm zu viel wurde, konnte er auch jähzornige Ausbrüche haben, die ihm aber dann bald danach leid taten. Er war oft das Opfer von Menschen, die sich mit dem Schwächeren einen Scherz erlaubten und auf seine Kosten lachten. Üblich war wenn er im Cafe auf alkoholische Getränke eingeladen wurde, Bier oder Wein, die dann hinter seinem Rücken mit Schnaps versetzt wurden. Wenn er dann taumelte und die Beherrschung über sich verlor, lachten sie über ihn.

Nach einem Gespräch mit ihm vereinbarte ich mit ihm, der Behinderteneinrichtung zu empfehlen, ihn wieder im Heim wohnen zu lassen, weil er sich da sicherer fühlte. Andreas arbeitete zu diesem Zeitpunkt als Hilfsarbeiter im Außenbereich. Die Betreuer beschwerten sich, dass er im Gespräch mit ihnen wieder einmal ausgerastet sei. Ich ging diesem Vorwurf nach und ließ ihn mir die Vorfälle des ganzen Tages zu erzählen. Schließlich stellte sich heraus, dass er in der Arbeit beim Gurken einlegen als der einzige Mann mit weiblichen Arbeiterinnen zusammensaß, die ihn Tag für Tag „auf der Schaufel hatten“, insbesondere machten sie sich über seine Männlichkeit lustig. Er fühlte sich hilflos und ausgeliefert. Ich intervenierte bei der Behinderteneinrichtung und veranlasste sie beim Firmenchef klärend für Andreas einzutreten. Das geschah dann auch. Andreas war erleichtert und erzählte mir, dass er, als er zuletzt bei der Mutter zu Hause war, ihr alles gebeichtet habe, und die Mutter hatte zu ihm gesagt, „*Geh nur zum Dr. Pawlik, der hilft dir.*“

Allerdings blieb Andreas anfällig für Übergriffe. Ein junger Heiminsasse hatte sich bei der Leitung der Einrichtung, darüber beschwert, dass ihn Andreas aufgefordert habe, seinen Penis zu berühren und auch auf seine Hose gegriffen habe, um gegenseitig mit den Penissen zu spielen. Er habe

das abgewehrt und sei davongelaufen. Aber Andreas sei lästig geblieben und habe seine Telefonnummer gespeichert und ihn wiederholt zu Hause angerufen und ihn belästigt. Für die Einrichtung stand Andreas als Wiederholungstäter fest, was sollte mit ihm geschehen? Ist Andreas Täter oder Opfer? Ich holte die ihn begleitende Betreuerin in den Beratungsraum und machte sie darauf aufmerksam, dass es mir darum gehe, Andreas Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich forderte ihn auf, sein Handy zu nehmen, diktierte ihm meine Nummer und verlangte von ihm, er solle meine Nummer speichern und mich anrufen. Er konnte ohne meine Hilfe nicht einmal meine Nummer richtig eintippen geschweige denn speichern. Dann bat ich ihn um sein Handy, legte es mir auf meine Hose zwischen die Beine und forderte ihn auf, sein Handy von dort wegzunehmen. Er begann zu stottern, das kann ich doch nicht, ich kann sie ja da nicht angreifen. Ich lobte Andreas für sein Verhalten und forderte ihn eindringlich auf, sich nicht mehr auf Abenteuer dieser Art einzulassen, sondern wenn er sich unsicher fühle, sofort bei der nächsten Person aus dem Betreuersteam um Hilfe zu ersuchen. Gleichzeitig besprachen wir mit der Betreuerin gemeinsam, dass Andreas sich sicherer fühle, wenn er sich unter dem Schutz von Betreuern in Retz bewege, um nicht in ihn überfordernde Situationen zu geraten.

In weiteren Gesprächen über seine sexuelle Person war es wichtig, dass Andreas erfahren konnte, dass Sexualität nichts Böses ist, dass die Befriedigung sexueller Bedürfnisse auch sein Recht sei. Das war auch wichtig, weil Andreas ein starkes sexuelles Interesse hatte. Bei der gemeinsamen Durchsicht verschiedener Magazine zeigte sich, dass sein Interesse mehr auf Frauen bezogen war, die Begegnungen mit Burschen waren nur deshalb überhaupt entstanden, weil er sich vor Frauen schämte. Wichtig war da vor allem die Objektbeziehung zu Frauen ohne über den Umweg über Mädchen zu schaffen. Ich sprach genau die vorliegenden Bilder mit ihm durch und er entschied sich für das Bild einer nackten attraktiven Frau, die sich selbst zärtlich im Genitalbereich berührte. Er hing sich dieses Bild bei sich im Zimmer, etwas verborgen für Besucher, auf, und zu gegebener Zeit, und das war täglich, befriedigte er sich selbst. Und er wahrte dabei seine persönliche Intimität und Hygiene.

Andreas hatte in dieser Zeit auch seine erste Freundin. Dies äußerte sich vorerst in der Gemeinsamkeit von Gesprächen und miteinander verbrachter Zeit. Aber das Leben schlug bei Andreas plötzlich und unerwartet mit

äußerster Härte zu. Vor dem Sommer 2013 starb plötzlich seiner Freundin infolge einer langwierigen chronischen Erkrankung. Kaum hatte er sich einigermaßen gefasst, wurde seine Mutter bei einem Autounfall tödlich verletzt. Die Mutter war die starke Person in der Familie, was ich befürchtete, trat ein: der Vater starb im selben Jahr zu Weihnachten. Andreas lebte nach außen hin sein Leben weiter, manche würden sagen, er begriff gar nicht so recht, was da geschehen war. Aber in diesem Jahr saß er oft bei mir und er weinte, während ich seine Hand hielt. Es bleiben alle uns Lieben in uns lebendig, sagte ich ihm, als er mir das Andenken-Bild seines Vaters mitbrachte: *„Ich sterbe, aber meine Liebe zu euch stirbt nicht.“* Und jedes Mal wenn er kommt, fragt er mich, ob ich es noch habe. Und jedes Mal zeige ich es ihm. Und er freut sich. Und ich hoffe seine Mutter schützt ihn weiterhin in seinem Leben. Er findet hoffentlich auch in der Behinderten-einrichtung, in der er lebenslang bleiben wird, Schutz und Freude, die sein Leben für ihn lebenswert macht.

Der Einrichtungsleiter rief mich an. Man habe für Andreas eine andere therapeutische Lösung gefunden. Zur Abwechslung solle er den Therapeuten wechseln und ich wurde aufgefordert, die Therapie mit ihm zu beenden. Andreas ist ein folgsamer Mensch, auch ihm wurde das mitgeteilt, und er kam mit einem kleinen Geschenk, um sich von mir zu verabschieden. Als ich die Stunde beendete, begann er zu schluchzen und fiel mir um den Hals und klammerte sich an mich. Sanft löste ich die Umklammerung, er sei bei mir, wenn er das wolle, jederzeit willkommen. So ist das Leben!

---

# THEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN

Als Paul Watzlawik einige Tage für ein Seminar in Wien war, bot sich mir die Möglichkeit, für ihn als Chauffeur zur Verfügung zu sein, eine Möglichkeit, die ich mit Freude ergriff. Ich holte ihn vom Hotel ab und sagte zu ihm, dass es für mich eine Ehre sei, ihn chauffieren zu dürfen. Wohlwollend nahm er mein Anerbieten entgegen und als wir im Auto saßen, war eine seiner ersten Fragen, wie er denn bei seinen Reisen durch Europa eine Vorteils card für Pensionisten bei der ÖBB bekommen könne. Er erzählte auf unseren Fahrten von seiner Familie und von seinem Onkel Otto, der der Architekt der Wiener Stadtbahn gewesen ist. Er selbst ist ja erst nach dem 2. Weltkrieg von Österreich nach Amerika gegangen. Er lud mich auch ein, falls ich nach Amerika kommen würde, dass ich mich bei ihm melden solle. In der Mittagspause des Seminars bat er mich, ich möge ihm eine Möglichkeit zum Ausruhen verschaffen. Wir vermieden beide jede fachliche Anspielung, ich lernte Paul Watzlawik als älteren Menschen kennen, der mir in einer mich sehr berührenden und unmittelbaren Weise vorbildhaft begegnete.

Im Seminar gab er uns ein Rätsel aus den Märchen aus Tausendundeiner Nacht mit. Drei Söhne erben 17 Kamele ihres Vaters, der Älteste bekäme die Hälfte der Kamele, der Mittlere ein Drittel der Kamele und der Jüngste ein Neuntel. Wir rätselten und kamen nicht darauf. Es geht eben nicht ohne die Hilfe eines weisen Mannes oder einer weisen Frau, die einem den richtigen Wink geben. Sonst bleiben die drei Söhne hilflos und unschlüssig und sind nicht imstande ihr Leben mit den hinterlassenen Kamelen zu leben zu beginnen. Als ich rückblickend meine Beratungen und psychotherapeutische Arbeit in der Familienberatungsstelle Hollabrunn in Märchenfassungen übertrug, wurde mir erst klar, was ich in den letzten Jahrzehnten an Sisyphosarbeit geleistet habe, wie oft ich den Stein zum Gipfel geschoben habe, und er wieder heruntergerasselt ist. Offensichtlich bin ich eins dieser Kamele, wahrscheinlich das achtzehnte, aber ein renitentes, schlitzohriges. Die Märchen beschreiben die stattgefundenere innere Dynamik der psychotherapeutischen Prozesse, sie machen zum einen das Geschehen deutlicher strukturiert, zum anderen mildern sie den tatsächlichen oft langwierigen und schmerzlichen und manchmal am Rande der Kriminalität stehenden Lebensprozess, über den wir beratend und

psychotherapeutisch kommuniziert haben, ab. Der Prozess des Verstehens, ein hermeneutisches Vorgehen nach Jürgen Habermas, ist eine Grundvoraussetzung für jedes psychotherapeutische und beratende Beginnen.

Psychotherapie mit behinderten Menschen, insbesondere mit Menschen, die lebenslang heimgelassen sind, in der Sicht der Öffentlichkeit untergebracht werden müssen, stellte sich für mich als Wagnis heraus, weil es mit der Frage verbunden ist, inwieweit eine Psychotherapie mit diesen Menschen überhaupt möglich ist, wohin eine psychotherapeutische Behandlung führen soll. Psychotherapie geht von einem Vertrag von Psychotherapeut und Klientel aus, in der beide Teile einschätzen können, dass sie sich freiwillig und mit einer gegenseitig überprüfbaren Bereitschaft zur Aufarbeitung von Seiten der Klientel einer sie belastenden Problematik auseinandersetzen. In einer Beratungsstelle ist die Beratung von Menschen im Vordergrund, aber in der Arbeit mit behinderten Menschen, die die Unterscheidung von Beratung und Psychotherapie nicht zu wahrnehmen bereit sind, gibt die Titulierung dieser Arbeit als Psychotherapie den Gesprächen anerkanntere Kompetenz, wenngleich, ob Beratung oder Psychotherapie, diese Arbeit ohnehin ihre Eigenheit aufweisen muss: ein Mehr an Direktivität, ein Mehr an pädagogischem Verständnis, vor allem im Verständnis der eigenen Sexualität, ein großes Quantum an Sexualaufklärung und Nacherziehung, und schließlich ein Mehr an Beziehung, so dass der Bezug zum Therapeuten als älterer und wissender Freund gedeutet wird – *„warum fragst du mich, du kennst mich doch sowieso besser als ich mich selbst“*, sagte ein Klient zu mir, als ich ihn über die Motivation seines Handelns befragte.

Die Einschätzung von behinderten Menschen verlangt die Sicht der Gleichberechtigung dieser Menschen, sie spüren das sehr genau, denn wenn sie es nicht spüren, behandeln sie auch Therapeuten entlang ihrer Diagnostizierung und denken sich vergnügt ihren Teil. Die Menschen, die mit behinderten Menschen als Betreuer, als Psychologinnen oder Psychotherapeutinnen arbeiten, neigen oft dazu, diese Menschen in ihrem Behindert-sein wahrzunehmen, und haben mich oft davor gewarnt, wenn ich sie zu ernst nehme, dass ich in ihnen Hoffnungen erwecke, die dann diese Menschen bei Nichterfüllung dieser Hoffnung grenzenlos enttäuschen. Andererseits bieten den behinderten Menschen ihr Festgeschrieben-sein auf Diagnosen, ein größeres Maß an Freiheit mit geringerer Verantwortung

zu leben. *„Glaubst i bin deppad, dass i mi anstreng“*, sagte einer von ihnen zu mir, *„so kann i leben wia i will und brauch nix tuan und kana kann ma was sogn.“* Die behinderten Menschen spielen in meinen Therapien nicht mit ihrer Behinderung, was einerseits dazu führt, dass sie mit mir einen offenen und ehrlichen Umgang pflegen, oft erst nach einem näheren Kennenlernen in der Therapie, andererseits, dass sie dann auch die Therapie bei mir abbrechen, weil sie, das ist mein Eindruck, es vermeiden wollen, mit jemand zusammen zu treffen, der sie genau kennt – es ist oft angenehmer, insbesondere wenn sie straffällige Handlungen setzen, wenn sie sich hinter ihrer diagnostischen Fremdwahrnehmung verbergen können.

Beratung wird zur Psychotherapie, Psychotherapie zur Sozialbetreuung, Sozialbetreuung wird zur persönlichen Anteilnahme. Psychotherapie und Beratung überschreiten schnell die Grenzen, die das beraterende und psychotherapeutische Setting setzt. Als ich in der Einrichtung der Werkstatt für behinderte Jugendliche eine psychotherapeutische Beratung einrichtete, waren Jugendliche, die eine Berufsausbildung und die damit am Arbeitsmarkt zu vermittelnde Arbeitsstelle erreichen wollten, meine Klienten. Ein Kochlehrling, schüchtern und gezeichnet, kam in die erste Stunde zu mir, und als er erstes Vertrauen gefasst hat, fragte er mich treuherzig, *„Herr Doktor, glauben Sie habe ich ein Hirn?“* Ich stutzte. Er musste offensichtlich familiär, sozial und in den verschiedenen Einrichtung schon viele Leidensstationen durchschritten haben. *„Du, wer solche Fragen über sich stellen kann, der kann so eine Frage nur stellen, wenn er viel Hirn hat.“* Er war erleichtert und wir begannen unsere Arbeit. Es braucht dafür nicht nur einen speziellen psychotherapeutischen Ansatz, sondern vorwiegend eine humanistisch geprägte Haltung im Sinne von Hoffnung und Bereitschaft, den Klienten in der Erreichung von schwierigen Lebenszielen zur Seite zu stehen. Eine analytische Haltung, die am Beginn eines Gespräches schon die Fähigkeit zu Selbstverantwortung setzt, ist hier ebenso wenig am Platz, wie eine bekannte Fachfrau in ihrer letzten Begegnung mit einem behinderten Klienten diesem vor seiner Heimeinweisung mitteilt, dass seine Mutter bei einem Selbstmordversuch aus dem Fenster des Kreissaales gesprungen sei, sie sei gestorben, er habe schwer verletzt überlebt. Ich bin stolz, dass nach einer engen Begleitung des Kochlehrlings, dieser erfolgreich seine Gesellenprüfung abgelegt hat und in die Chefküche eines internationalen Wiener Hotels vermittelt wurde und sich dort auch bewährt hat.

Die Teilnahme von behinderten Menschen am gesellschaftlichen Prozess ist eine Gratwanderung sowohl für die Behinderten wie auch für die normalen Menschen. Was trauen wir ihnen zu, was trauen sie sich selbst zu? Die Lebensgemeinschaft ist eine Chance, das Leben in seiner Vielfältigkeit genauer und lebendiger kennen zu lernen. In der Therapie als Therapeut heißt das für mich, dass ich immer wieder von meinen behinderten Klienten lerne, mit den Unzukömmlichkeiten des Lebens und mit meinen eigenen Unzukömmlichkeiten Frieden zu schließen und das Leben und die Menschen zu lieben. Norbert kommt schon seit vielen Jahren zu mir. Das erste Mal, als er in einem Monat mit dem Handy eines Freundes für tausende Euros alle möglichen Sex-Hot-lines abtelefonierte. Norbert war ein verlässlicher Arbeiter, er arbeitete Jahrzehnte im Schichtbetrieb an einem Fließband einer Kartoffelfabrik, die Hände waren damals oft blutig zerschnitten. Aber sie hinderten ihn nicht daran, auf dem key-board zu spielen und im Kirchenchor mitzusingen. Er war seiner im Rausch darniederliegenden Mutter abgenommen worden, als er fünf Jahre alt war, und ist ohne ein Wort der Verständigung durch ganz Niederösterreich in ein Nonnenkloster überstellt worden. Norbert hat viel gesehen in seinem Leben und einen guten Blick. Ja, er hat jetzt eine Wohnung und seine Arbeit. Er kommt von sich aus zu Gesprächen zu mir, wenn er von mir nichts hört, ruft er mich an. Meine Tochter, die er von unserer Gruppenarbeit „Glücklich in Retz“ kennt, lässt er immer grüßen. Er geht seine eigenen Wege, im Heim ist es schlechter geworden, weniger Betreuer, und richtigen Kontakt hat er da zu keinem. Es ist auch besser so, meint er, eine Freundin hätte er gern, aber da wird nichts mehr. Es genügt ihm, wenn die Betreuer hin und wieder bei ihm vorbeikommen und ihn fragen, ob er was braucht. Mit mir möchte er den Kontakt schon aufrecht erhalten, weil er da über Dinge reden kann, worüber er sonst mit niemand reden kann. Ich lasse ihn in seiner Zufriedenheit, mit seiner lockeren Unterbringung hier, dem Sicherheitsnetz, dass da letztlich für ihn gesorgt ist. Er berichtet mir von einem früheren Klienten von mir, der mit dem Fahrrad tödlich verunglückt ist. Ja, die Tode häufen sich in der letzten Zeit sagt er, und ich erinnere mich, dass der genannte Klient einige Zeit bei mir war, weil er nicht verkraftet hatte, dass Vater und Mutter plötzlich gestorben sind, aber er wollte dann nicht mehr kommen. Ich fühle mich hilflos und mir kommt vor, aber ich weiß nicht, ob ich mir das einbilde, dass ich von der Einrichtung aus nur in akuten Situationen zum Einsatz gebeten werde, dass aber dort, wo persönliche Entwicklungen in Gang zu kommen beginnen, mir

der „Fall“ entzogen wird. Eine Praktikantin meint, sie brauchen sich nicht wundern, sie sind aus der Sicht der Einrichtung ein Störenfried. Gerald, der mir vom früheren Einrichtungsleiter überwiesen worden war, frage ich nach seiner Perspektive. Er sagt mir, ich möchte nicht im Heim sterben, irgendwie möchte ich mich abmelden, aber ich muss noch fünf Jahre auf einem geschützten Arbeitsplatz arbeiten. Wie ich vom Heim fortkomme, weiß ich noch nicht. Vielleicht kann ich bei meiner Mutter wohnen, ich würde ihr auch was zahlen dafür. Gerald ist jetzt sechzig und seine Mutter zweiundachtzig. Irgendwie ist nicht ganz klar, wie er von dort fortkommt, sein Betreuer behandelt ihn ja gut, und Gerald hat den Eindruck, dass er ihn auch betreuen möchte, wenn er in drei oder vier Jahren in Pension geht. Er weiß nicht, wie viel Geld er auf dem Sparbuch hat, er weiß letztlich nicht, wie er es anfangen soll, frei zu leben. Wir werden darüber reden. Setz ich ihm da etwas in den Kopf, woran er scheitern muss? Gerald ist gleichsam seit seiner Geburt heimuntergebracht, er hat nicht einmal die Sonderschule beenden können, er hat keine Berufsausbildung, er hat nie gelernt selbstständig zu leben. Wie soll das jetzt als alter Mann plötzlich gehen? Mir geht da vieles durch den Kopf. Mir fällt der Kanadier ein, der als Kind einer ledigen Mutter auch in Heimen aufgewachsen ist, der dann als Erwachsener selbst seine Schulbildung vervollkommen hat, studiert hat, Universitätsprofessor geworden ist, eine Initiative von ehemaligen Heimkindern gegründet hat, den Staat geklagt hat, Recht und Entschädigung bekommen hat und die Erhalter des Heimes sind verurteilt worden und derartige Heimunterbringungen können seither in Kanada nicht mehr stattfinden. Aber Kanada ist nicht Österreich.

Die Sexualität von behinderten Menschen ist in der Gesellschaft tabuisiert. Die Eltern von behinderten Kindern neigen dazu, ihre sexuellen Bedürfnisse zu ignorieren. Wenn sexuelle Wünsche auftauchen, erschrecken sie. Die Mutter von Andreas, die über seine Doktorspiele mit anderen Burschen erschreckte und aus dieser Erfahrung heraus seine psychotherapeutische Unterstützung befürwortete, negierte aber bei dem Bruder von Andreas, der in einer rührenden Partnerschaft mit einer Frau, die auch vom down-Syndrom betroffen war, lebte, dessen Lebenspartnerin. Sie wurde von ihr nie eingeladen, vordergründig mit dem Hinweis darauf, dass sie nicht für die Sicherheit der angeblich an Asthma Leidenden sorgen könne. Im familiären Rahmen ist die sexuelle Bedürfnishaftigkeit von anvertrauten behinderten Menschen noch einigermaßen überschaubar. In einer

Einrichtung von hunderten zusammenlebenden behinderten Menschen nicht mehr. Bei aller observierenden Betreuung ist eine soziale Kontrolle unmöglich, es bilden sich eigene soziale, emotionale und sexuelle Netzwerke, Subkulturen, die sich unabhängig vom objektiven Wissen der Einrichtungsleitung etablieren. Umso mehr, wenn in der Einrichtung Verwaltung und Betreuung sich voneinander verselbstständigen. In der Einrichtung, aus der sich meine Klientel rekrutierte, ist von einer Hypertrophie infantiler Sexualität zu sprechen, noch dazu, wenn eine sexuelle Aufklärung der Klientel im Prinzip nicht durchgehend geleistet wird, und das Betreuungspersonal mit dieser Aufgabe komplett überfordert ist. Es scheint der Klientel Freude zu machen, den Mitarbeitern der Einrichtung auf der Nase herumzutanzten, gleichsam als Rache für den Verlust ihrer Freiheit, aber auch ihre Macht- und Kommunikationsspiele unbemerkt auszuführen. Das Behindert-Sein mag ein Freilos sein, wenn sie schon lebenslang kaserniert sind, dann doch wenigstens die Narrenkappe aufsetzen, wenn sie hilft. Die Erfahrung spricht dafür, wenn es auch nicht bewusst strategisch eingesetzt sein mag: einer schaut sich einen Pornofilm über sich verweigernde Frauen, die aber in Wirklichkeit den Sex verlangen, und geht dann zur Nachbarin, und obwohl sie ablehnt, vergewaltigt er sie, und am Ende meint er, es ist nichts geschehen und die Nachbarin will nicht übertreiben, oder drei Männer schleichen sich in die Umkleidekabine des internen Bades, und unter Kommando des einen wird masturbiert und anal verkehrt und der Kommandeur geht zu den Betreuern um Rat, wie er sich verhalten soll, wenn von ihm Sex verlangt wird und er nicht will, oder Bruder und Schwester haben eine sexuelle Beziehung miteinander, und wenn sie entdeckt werden, sagen beide, sie haben das nicht gewusst, dass das nicht erlaubt ist. Franz lachte immer, wenn ich einen seiner sexuellen Streiche aufgedeckt hatte, es war für ihn wie Rätsel stellen, und der Therapeut löst es.

In der Infantilität ist die Liebe und Sexualität nicht strikt miteinander verbunden, die Liebe ist, wenn ich jemand vertrauen kann, der für mich da ist, Sexualität ist ein Bedürfnis, dessen Realisation meine Neugier weckt, es ist ein Spiel mit anderen, ein Spiel wo ich der Stärkere oder der Schwächere bin, der vorgibt mehr zu wissen, ist der Stärkere. Ich weiß nicht, inwieweit Behinderte das sexuelle Verlangen und Verhalten der Betreuenden und der anderen Umwelt einschätzen können. So bleiben Außenstehende vorgestellte Sexualobjekte oder phantasierte Sexualpartnerinnen, wie

mir ein Klient erzählte, der sich schließlich nicht von mir davor warnen ließ, als gefoltertes Sexualobjekt von einer ihn verspottenden devianten Burschen- und Mädchengruppe zu werden – ich las dann davon in der Zeitung, meine Warnung des Klienten und der verantwortlichen Betreuer wurde missachtet und der Klient brach seine Therapie bei mir ab – es sollte darüber nicht geredet werden. Keine ungewöhnliche Reaktion.

In meiner Arbeit mit behinderten Klienten arbeite ich auch mit Hypnose. In meiner Arbeit mit Josef habe ich auch mit Autogenen Training erreicht, dass er einigermaßen zur Ruhe gekommen ist. In der Hypnosearbeit ist zum einen die Arbeit mit Tiefenentspannung und Trance von Bedeutung, aber wie es im Autogenen Training ja auch wirksam ist, Arbeit mit Suggestion. Die Suggestion ist auf einer Bewusstseinssebene, die zumindest einer leichten Tiefenentspannung entspricht, induziert durch das Erzählen von Geschichten oder, wie mir mehr liegt, durch das Erzeugen von Konfusion, das mag jetzt der Leser, leicht oder wie immer, mitempfinden, eine Einladung, dieser ausgesprochenen Suggestion näher zu treten. Es wird hier im klassischen Sinne die Über-Ich-Funktion angesprochen. Diese Über-Ich-Funktion statisch geschehen vereinigt meist die Ansprüche der Gesellschaft an das Denken und Handeln, die Erfahrung vieler Psychoanalytiker ist in Herrschaftsgesellschaften meist Gehorsam und Unterwerfung angesprochen, Arno Gruen spricht in diesem Zusammenhang vom Wahnsinn der Normalität. Die menschliche Geschichte scheint als Kitt der Gesellschaft meist die Unterwerfung und den Gehorsam zu produzieren, das ist ja die einfachste Form der Funktion einer Gesellschaft. Im utopischen Sinne des Kant'schen Kategorischen Imperativ ist aber eine andere Wesensform von Gesellschaft denkbar, eine menschliche, gerechte und liebende Gesellschaft. In diesem Sinne versuchte ich mit meinen behinderten Klienten Suggestionen, die zu Wertmaßstäben werden könnten, um sie zu schützen, zu entwickeln. Das betraf die Frage der Gewalt, die Frage der Sexualität und vor allem die Frage der Beziehung. *„Du willst nicht, dass dich wer anderer zu etwas zwingt, der einfachste Weg könnte sein, nichts zu tun, was den andern glauben machen könnte, du willst etwas von ihm erzwingen.“* *„Sexualität ist etwas wunderschönes, ein wunderbares Geschenk, das wir für uns und die anderen schützen sollten und jede mögliche Verletzung von uns und jemand anderen sind daher zu vermeiden.“* *„Du hast deinen Freund und deinen Partner gern, was kannst du tun, dass du auch gern gehabt werden kannst.“* Die Arbeit mit Allgemeinplätzen ermöglicht dann meist

einen Zugang zum persönlichen Erleben, dann kann im Gespräch, im gemeinsamen psychotherapeutischen Erleben der persönliche Weg, der persönliche Wert, erkannt werden. Das wird gerade von Menschen, die von vornherein gar nicht die Vorstellung haben, der Norm zu entsprechen, mit aller Kraft gesucht.

Wenn das Über-Ich und damit die Wertigkeit und die Organisation der gesellschaftlichen Institutionen angesprochen ist, ist ein großer demokratischer Fortschritt, dass die psychisch Kranken nicht angekettet werden und die behinderten Menschen nicht als unwertes Leben liquidiert werden. Die demokratische Gesellschaft in Österreich hat die Kinder- und Jugendpsychiatrien für Kinder und Jugendlichen geschaffen, in denen versucht wird ihnen zu helfen und Behinderteneinrichtungen, in denen behinderte Menschen in ihrem Lebensvollzug betreut und unterstützt werden. Aus meinen Erfahrungen in den unzähligen therapeutischen Gesprächen sind mir im Interesse der betroffenen Menschen einige für sie hilfreiche Ideen naheliegend erschienen.

Bezogen auf die Kinder- und Jugendpsychiatrien habe ich einige Male erlebt, dass meine psychotherapeutische Unterstützung als hilfreich benannt wurde, in der Mehrzahl der Fälle erlebte ich Abwehr und Abwertung meiner Bemühungen. Aus meiner Sicht und Erfahrung mit jugendlichen Klienten, die in Kinder- und Jugendpsychiatrien untergebracht waren oder gewesen waren, fiel mir auf, dass es im Interesse der betroffenen Kinder und Jugendlichen sinnvoll sein könnte, wenn die Psychiater-Schaft über psychotherapeutische und pädagogische Kenntnisse und Zugänge verfügen würden, das wäre für sie, die Institution und die Klientel eine basale Förderung der Effizienz ihrer Bemühungen. In den Behinderteneinrichtungen wäre ein grundlegender Ansatz von Beziehungsarbeit von zentraler Bedeutung. Zudem wäre eine praktische Selbsterfahrung als Praxisausbildung zeitbegrenzt inmitten einer Behinderteneinrichtung von Vorteil sowie eine begleitende Supervision über ihre Tätigkeit als reflektierende Selbstkontrolle.

Zur Unterstützung der Psychotherapie und Beratung sowohl für Einzel- als auch Gruppenarbeit betraute ich Praktikantinnen und Praktikanten, die in der Familienberatungsstelle ihr Praktikum absolvierten, neben der Anwesenheit bei meiner Arbeit mit der Klientel mit einer von mir begleiteten

persönlichen Betreuung, um die Dimension von Behinderung in unserer Gesellschaft und die Sensibilität der Kontaktaufnahme zu erfahren. Zwei daraus resultierende Erfahrungsberichte habe ich in die vorliegende Arbeit aufgenommen: zum einen um zu zeigen, wie der persönliche Kontakt mit Klienten die persönliche Entwicklung und die Selbstpräsentation von Klienten stärken könnte, zum anderen wie aus einer Erfahrung einer längeren Begleitarbeit die Liebe und die Kompetenz zum psychotherapeutischen Beruf insbesondere in Bezug auf vernachlässigte Menschen entstehen kann.

---

# EINE AUFSTELLUNG VON LÄNGER WÄHRENDEN BERATUNGS- BZW. PSYCHOTHERAPIE- GESPRÄCHEN IN DER FAMILIEN- BERATUNGSSTELLE HOLLABRUNN

R.T.	BEWÄHRUNGSAUFLAGE – SEXUELLER DELIKT
H.G.	BEWÄHRUNGSAUFLAGE – SEXUELLER DELIKT
M.P.	BEWÄHRUNGSAUFLAGE – GEWALTDELIKT
F.R.	VERGEWALTIGUNG – OPFER
M.Z.	INZEST – OPFER /TÄTERIN
A.Z.	INZEST – VERGEWALTIGUNG –TÄTER / OPFER
B.G.	VERGEWALTIGUNG – OPFER
S.W.	GEWALT – OPFER
S.D.	GEWALT – OPFER
N.G.	INZEST – VERGEWALTIGUNG – OPFER
N.F.	INZEST – VERGEWALTIGUNG – OPFER
E.S.	VERGEWALTIGUNG – SEXUELLER DELIKT – OPFER
H.N.	VERGEWALTIGUNG – OPFER
R.F.	SEXUELLER DELIKT –TÄTER
R.H.	VERGEWALTIGUNG –TÄTER
F.T.	VERGEWALTIGUNG – ALKOHOL –TÄTER
E.P.	MISSBRAUCH – OPFER /TÄTER
G.H.	EIGENTUMSDELIKT – SEXUELLER MISSBRAUCH –TÄTER
D.H.	SOZIALE DEVIATION – OPFER
T.S.	DROGEN – GEWALT –TÄTER
M.F.	SEXUELLER DELIKT – OPFER /TÄTER
B.R.	EIGENTUMSMISSBRAUCH – OPFER
M.N.	DEPERSONALISATION – OPFER
H.R.	VERGEWALTIGUNG – OPFER
M.J.	UNFALL – OPFER
W.D.	SOZIALE DEVIATION – OPFER
M.S.	GEWALT – HOSPITALISIERUNG – OPFER

---

# BEGEGNUNGEN

## *Seele und Heilung in Psychotherapie und Meditation*

– *Lucas Pawlik*

Gerade weil es in der Psychotherapie unterschiedlichste Schulen und Strömungen gibt, ist es sinnvoll, danach zu fragen, wie der Begriff Psychotherapie als Terminus, der all diese Schulen und Strömungen vereint, zu verstehen ist. Psychotherapie, ein zusammengesetztes Lehnwort aus dem Altgriechischen, kann wörtlich mit Heilung der Seele übersetzt werden. Was aber ist mit dem Begriff Psyche (ψυχή) gemeint? Wie ist Seele in diesem Kontext zu verstehen? Und was ist in Folge mit Therapie (θεραπεία) gemeint? Was bedeutet in diesem Zusammenhang Heilung?

Im Kontext des pantheistischen Kosmos des antiken Griechenland kann die gesamte Welt als beseelt, als lebendiger Organismus verstanden werden. Der Begriff Psyche beschreibt darin eine doppelte Einheit, die der Weltseele, sowie auch die der persönlichen in der Weltseele geborgenen Seele, wie sie sich in unserer unmittelbaren intimen Beziehung zur Welt manifestiert. Dieses In-einer-lebendigen-Welt-Geborgensein ist kein statischer Zustand, sondern ein lebendiger Prozess. In der Sprache des Mythos des antiken Griechenland kommt dieser Prozess als Geschichte der Liebe von Amor, dem Sohn der Venus, zur bezaubernd schönen Königstochter Psyche zum Ausdruck und endet mit der Aufnahme der Psyche in den Olymp der Götter. Die zahlreichen Abenteuer, die beide zuvor zu bestehen haben, weisen darauf hin, dass das Erlangen dieser doppelten Einheit keine selbstverständliche Sache ist, sondern ein herausforderndes Unterfangen, das vor allem der Liebe, des Vertrauens und der Kommunikation bedarf. Wir beginnen als ein Ganzes und haben die Bestimmung oder zumindest die Möglichkeit, noch eine andere Art von Ganzheit zu erlangen.

Diese doppelte Natur des Menschen, unabhängig und doch Teil des Ganzen, zeigt sich bei näherem Hinsehen in der Mythologie aller Kulturen. Wir finden diese beispielsweise in der Geschichte des Affenkönigs, der in seiner

Entwicklung eine Wandlung vom Affen zum Menschen und schließlich zur Gottheit erfährt. Begreift man, wie im Buddhismus den Affen als Metapher des menschlichen Geistes, erkennt man in der Geschichte eine männliche Version der Wandlung, welche die griechische Psyche durchläuft. Man erkennt in beiden verwandte Metaphern für die Potenziale der menschlichen Seele, des menschlichen Geistes.

Dieselbe doppelte Natur des Menschen spiegelt sich auch in der tiefenpsychologischen Zweiteilung von Bewusstem und Unbewusstem wider und wird in der Hinwendung zum kollektiven Unbewussten und in der Archetypenlehre von C. G. Jung zu Ende oder, genauer formuliert, wieder zu ihrem Anfang gedacht (arché; altgriechisch ἀρχή für „Anfang, Prinzip, Ursprung“). Diese ursprüngliche lebendige Verbundenheit mit dem Ganzen ist dem wissenschaftlich-materialistisch ausgerichteten westlichen Denken zunächst verloren gegangen. Während im Westen seit Descartes' „Ich denke, also bin ich“ ein dualistisches Geistesbild, das auch vor der Seele nicht Halt macht, vorherrschte, kommt im östlichen Verständnis des Geistes wie im chinesischen Shen (神), Herz-Geist, bereits in der Begrifflichkeit selbst die Verbundenheit von Denkvermögen und Emotionalität zum Ausdruck. Gerade im traditionellen Ziel der geistige Kultivierung, im Wu-Shen, der Erlangung eines leeren oder, für westlicher Ohren leichter verständlich, offenen Geistes, ist die Verwandtschaft zum ursprünglich Geistbegriff, der Psyche, des antiken Griechenland im wahrsten Sinn des Wortes spürbar.

In der Ursprungsform des Begriffs Psyche (ψύχω) als Atem oder Hauch zeigt sich nämlich, wie diese Einheit von Seele und Welt nicht nur akademisch, sondern eben auch im wahrsten Sinn des Wortes intellektuell verstanden, das heißt, unmittelbar körperlich und geistig zugleich erlebt werden kann. Nicht zufällig ist uns die ursprüngliche Bedeutung des Begriffes des Intellekts ein Verstehen, das die unmittelbare Sinnlichkeit des Wahrnehmens, des Fühlens und Schmeckens miteinschließt, verloren gegangen; und ebenso wenig zufällig ist die Atemmeditation Basis für alle Traditionen von Trance und Meditation. Beides ist Ausdruck der gleichen ursprünglichen Verbundenheit, die in der bewussten Erfahrung des Atmens entschlüsselt werden kann.

Der Prozess des Atmens kann sowohl als willkürlich oder unwillkürlich empfunden werden. In ihm offenbart sich das Fließgleichgewicht der

Lebendigen, die Verbundenheit von Fauna und Flora; zugleich ist er der intimste Ausdruck unserer eigenen persönlichen Lebendigkeit. Im Atem erfahren wir, was in der chinesischen Philosophie mit dem Begriff Tai Ji (太极), der Einheit der Gegensätze, gemeint ist. Wir erfahren die ursprüngliche Bedeutung des hinduistischen Begriffes Karma (कर्मन्), „Wirken, Tat“, als Einheit von Handeln und Sichereignen.

Wenn uns also ein gebildeter Hinduist darauf hinweist, dass etwas unser „Karma“ ist, dann weist er uns nicht darauf hin, dass etwas unser unausweichliches Schicksal ist. Er weist uns nicht darauf hin, dass wir, was immer uns passiert ist, aufgrund der Handlungen unserer früheren Leben passiert sind. Er weist uns darauf hin, dass die Unterscheidung zwischen dem, was wir tun und dem, was uns zustößt, eine willkürliche, eine oberflächliche ist. Sie ist, wie es das der Meditation verwandte Sanskritwort Maya (माया) ausdrückt, eben nicht wirklich im Sinn einer Objektivität oder einer einzig richtigen bzw. wahren Form des Seins, wie es im Westen oft zu postulieren versucht wird, sondern eben nur eine Form von Bewusstsein. Sie ist eine der verschiedenen Spielformen des Bewusstseins.

Eben diese Einsicht zeigt sich in der Atemmeditation, wenn wir im Atem die Erfahrungen „Ich atme“ und „Ich werde geatmet“ gleichzeitig bzw. ineinanderüberfließend erleben. Wir sind zugleich Welle wie auch das gesamte Meer. In dieser Weise ist alles, was passiert, unser Tun. Diese Einsicht heilt uns vom Schmerz des Getrenntseins von der Welt und von der Überwältigung durch das Geschehen in dieser Welt, die wir im alltäglichen Bewusstsein in regelmäßigen Abständen erfahren und in dem Gefühl kennen, dass uns im Moment alles „einfach zu viel“ ist.

Wir erleben unseren Alltag immer wieder als unglaubliche Last, weil wir, alleine durch unsere Existenz, auf alles, was passiert, eine Antwort finden müssen, alles verantworten müssen, was uns zustößt. Im Gefühl, von der Welt getrennt zu sein, kommt es uns vor, als kämpften wir gegen die Welt. In der Meditation des Atmens erleben wir, dass diese Trennung zwischen uns und der Welt eine erlernte Erlebensweise ist, die aufgegeben werden kann.

Heilung in der Meditation und den philosophischen Traditionen, die sich aus den verschiedenen Arten der Meditation entwickelt haben, bedeutet

also, wie es auch das Sanskrit Wort Yoga (योग) beschreibt, die Rückkehr zum Ganzen durch die Kultivierung unserer Lebendigkeit. Diese Kultivierung der Lebendigkeit ist Quell für das, was wir Intelligenz nennen, was unsere Spiritualität und Intellektualität beflügelt; gleichzeitig ist sie Teil unserer natürlichsten Alltäglichkeit, des Dienens, wie das Schlagen des Herzens dem Leben und das Wasser der Quelle dem Dürstenden dient. Weil unser Leben in seiner Wirkung als Ganzes dem größeren Ganzen dienen kann, fokussieren meditative Praktiken immer auch auf vernachlässigte, oft als niedrige oder erniedrigende empfundene Tätigkeiten, wie Putzen, Waschen oder Kochen, die im wahrsten Sinn des Wortes auch der Erhaltung des Organismus dienen. So vergegenwärtigen sie uns, auf welche Weise wir als Organismen im Fließgleichgewicht unseres Handelns und Erlebens mit der Gesamtheit der Biosphäre verwoben sind.

Wir sind als Organismen wie unsere Organe selbst selbstständige Entitäten, die um die Gesundheit des Ganzen zu wahren, ihre Selbstständigkeit, ihre Selbsterhaltung, ihre Selbstproduktion aufrechterhalten müssen. Ebenso muss der Therapeut, wenn er heilen will, beides sein, selbstständig Handelnder und Dienender sein, nur dann kann man von Therapie sprechen. In diesem Sinn kann und muss der altgriechische Begriff für Therapie (θεραπεία) als Dienst am Leben bzw. Pflege des Lebens und Heilungsprozess verstanden werden. Die Therapie dient dem Prozess, der die Autonomie aller Beteiligten fördert. Der Therapeut bzw. die Therapeutin tut, was er/sie aus ihrer Sicht dafür tun kann. Für die Kultivierung, Heilung und Entwicklung des Sehenkönnens dienen die Praktiken der Meditation bzw. die Methoden der Therapie. Als Methode muss und kann alles gelten, was Einsicht ins Ganze bringt.

Auch das Wort Heilung selbst, abgeleitet vom germanischen Wort „Heil“ („ganz“, „unversehrt“, „gesund“), weist in seiner Etymologie auf diesen Zusammenhang hin. Wenn wir heil sind, sind wir verbunden – eins mit der Welt –, und diese Lebens(er)haltung ist der ganzheitliche Ausdruck unserer Gesundheit. Der Einblick in den gemeinsamen Hintergrund von Psychotherapie und Meditation zeigt deutlich, dass beide in ähnlicher Weise einer Bewusstseins- und Handlungsänderung dienen, die im ursprünglichen Sinn als Heilung verstanden werden kann.

## **MEDITATIVE KÖRPERARBEIT ALS PSYCHOTHERAPEUTISCHE VERTIEFUNG IN DER ARBEIT MIT MENSCHEN MIT BEHINDERUNG**

Seit Jahren begleite ich nun schon Menschen mit sowie ohne Behinderung in ihrem durch Psychotherapie gestützten Heilungsprozess. Wenn ich Außenstehenden davon erzähle, werde ich fast öfter nach dem Nutzen meditativer Körperarbeit für Psychotherapie gefragt, als ich danach gefragt werde, was meditative Körperarbeit überhaupt ist. Dass wir zuerst fragen, wie etwas nützen soll, bevor wir uns dafür interessieren, was dieses etwas, das nützen soll, überhaupt ist, ist, glaube ich, Ausdruck der Problematik, von der uns meditative Körperarbeit heilen könnte, gerade wenn sie im Zusammenspiel mit psychotherapeutischen Gesprächen erfolgt.

Wir leben in einer Zeit, die sich dadurch auszeichnet, dass wir keine Zeit haben. Genau genommen müssten wir sagen, wir haben kein Leben, denn solange man lebt, hat man ja Zeit. Dass man (noch) Zeit hat, ist ja die primäre Qualität, die das Am-Leben-Sein ausmacht.

Gerade weil wir wissen, dass wir nicht ewig leben und ständig im Nachdenken und Optimieren unserer Zeitnutzung verhaftet sind, versäumen wir unser Leben. Wie in Michael Endes Buch „Momo“ zahlen wir beharrlich in unsere Zeitsparkasse ein, scheinbar ohne je eine Minute dieser hart ersparten Zeit wieder zu sehen. Wir beeilen uns immer mehr, aber wo wir auch in unserer Eile hinkommen, kommen wir nicht an. Immer fällt uns ein Grund ein, weiter zu eilen, sodass wir schließlich nicht Pause machen, weil wir wollen oder können, sondern weil wir müssen, weil es uns sonst nicht möglich wäre, weiter zu eilen.

Tatsächlich ist der heutige Mensch so im Denken verfangen, dass sein Mangel an Zeit und insbesondere das Gefühl des Mangels daher rührt, dass er sein Da-sein, sein Lebendig-sein nicht mehr wahrnehmen kann. Ständig denkt er, was noch zu tun ist, und wenn er etwas tut, ist er gemeinhin nicht von seinem Tun erfüllt, weil er, was er tut, immer im Bewusstsein tut, dass eigentlich noch viel mehr zu tun wäre. Diese Zwangsjacke des Leistungs- und Nutzungsdenkens schnürt uns so sehr den Atem ab, dass wir daran zu ersticken drohen, gleichgültig wie viel wir arbeiten, gleichgültig ob wir überhaupt arbeiten wollen oder können. Wir schämen uns, werden krank, wenn wir nicht arbeiten können, wir schämen uns, werden

krank, weil unsere Arbeit nicht anerkannt wird. Das ist ein Los, das gerade Menschen mit Behinderung am härtesten trifft, weil sie in der Fantasie vieler Menschen zu lebenslangem Nichtkönnen und Nichtstun verurteilt sind. Sie sind ja schließlich behindert. Gerade weil sie im Alltag oft so behandelt werden und diese Behandlung als immer wiederkehrende Suggestion wirkt, müssen Menschen mit Behinderung, wie Sisyphos, daran arbeiten, nicht selbst, bewusst oder unbewusst, demselben Irrglauben zu verfallen.

Der primäre Nutzen der meditativen Körperarbeit besteht darin, Menschen mit wie ohne Behinderung dabei zu helfen, die Wahrnehmung ihrer Gegenwart zurückzugewinnen, die ihnen durch die gesellschaftliche Zwangsjacke des Nutzen- und Leistungsdenkens verloren gegangen ist. Wahrnehmen und erlauben anstatt denken und glauben ist die Kurzbeschreibung des Weges der meditativen Körperarbeit und das Gefühl, in Ordnung zu sein, so wie Mann oder Frau gerade ist, ist, kurz gefasst, das Resultat meditativer Körperarbeit. In einer zumindest zeitweiligen Befreiung aus dem Labyrinth des Nutzungsdenkens wieder in die unbewertete Reichhaltigkeit des Wahrnehmens zurückfinden, darin liegt der Nutzen von Meditation.

Das Denken teilt, fragmentiert die Welt, das Wahrnehmen vereint, fügt die verlorenen Teile unseres Lebens wieder zusammen. Der wesentlichste Anteil der Arbeit im Rahmen einer Psychotherapie liegt daher auch immer in der Arbeit an der Wahrnehmung. Nur was wahrgenommen wird, kann auch bedacht werden. Meditative Körpererfahrung verlagert den Fokus des Menschen auf die eigene unmittelbare Wahrnehmung. Der Begriff „Körper-Arbeit“ ist einerseits passend, weil er darauf hinweist, dass etwas zu tun ist, weil sich die Heilung, Ganzwerdung noch im Prozess befindet. Die Gemeinsamkeit von Psychotherapie und östlichen Traditionen kann dahingehend beschrieben werden, dass es im Wesentlichen um eine grundlegende Bewusstseinsänderung geht. Während der Fokus der meisten Psychotherapien darauf liegt, das Verhalten der Menschen durch die Arbeit am gemeinsamen Gespräch gezielt zu beeinflussen, gilt die Aufmerksamkeit der meditativen Körperarbeit dem Bemühen, Vertrauen in die eigene Körpererfahrung zu gewinnen und wieder nonverbal kommunizieren zu können. Grundlegend ist jeder Mensch, jeder Organismus geborgen in einem Fließgleichgewicht der Selbstorganisation, die ihn am Leben hält. Die Wahrnehmung dieser Lebendigkeit zu kultivieren und sich dadurch selbst als vital und selbstwirksam in der Verwirklichung seiner Ziele und

Bedürfnisse zu erfahren ist meditative Körperarbeit. Der Weg ist das Ziel.

Es geht genau genommen nicht wie in der Psychotherapie darum, dass sich etwas ändert, sondern dass sich alles ändert. Das mag auf den ersten Blick anmaßend klingen, aber wenn wir an die Dynamik von Gesundheit und Krankheit denken, erleben wir, dass es im Wechsel von Gesundheit und Krankheit tatsächlich um alles geht. Ein hohes Fieber oder eine lebensbedrohliche Krankheit vereinnahmt einen schnell so, dass Gesundwerden alles bedeutet. Und obwohl es leicht vergessen wird, es geht auch, wenn man nicht lebensbedrohend krank ist, um alles. Die meditativen Praktiken des Ostens provozieren ein natürliches ökologisches Verständnis des eigenen Selbst: Wir sind Organismen, und es geht um unsere Leben. Auch der oft missverstandene Begriff der Erleuchtung aus der Meditation beschreibt in seinen mannigfachen Facetten das unmittelbare Erleben des Einsseins mit der Welt. Das große Loslassen, mit dem der hinduistische Begriff des Moksha den Erleuchteten kennzeichnet, lässt uns erfahren, dass sich selbst als einen von der Umwelt getrennten Organismus zu erfahren eine erlernte Lebensform ist, die aufgegeben werden kann. Der tiefe Frieden, den man in der Meditation und oft auch in der Nähe von Erleuchteten erfahren kann, ist nicht mehr und nicht weniger als der emotionale Ausdruck des Erlebens von Einssein mit der Welt. Auch die Mystik dieser Einheit ist keine abstrakte Einheit, sondern ein gelebter alchemistischer Prozess, der uns und die Umwelt verwandelt. Wir können ihn mit jedem Atemzug erfahren, bei jeder Mahlzeit, in jeder Begegnung; wir sind Ausdruck der Welt des Lebens, der Biosphäre. Die lebendige Welt kann, wie es bereits Aristoteles beschrieben hat, selbst als ein lebendiger Organismus verstanden werden. Lange haben wir gebraucht, um in der Form der Ökologie zu einem solchen Weltverständnis zurückzufinden.

Unser Alltag, der uns krank macht, ist jedoch geprägt von der Erfahrung des Getrenntseins und dem Fokus auf Konkurrenz. Die Erkenntnisse zeitgenössischer biologischer Forschung dringen nur peripher in unser von unserer Vergangenheit geprägtes Alltagsbewusstsein vor. Zurzeit sind wir gefangen in der Hochblüte des mechanistischen Weltbildes des 19. Jahrhunderts, das den gesamten Kosmos als Maschine imaginiert. Der Körper wird zum bloßen Werkzeug, zum toten Mechanismus reduziert, wir zum sprichwörtlichen Rädchen im Getriebe. Wir imaginieren uns Ziele und Zwecke und behandeln uns selbst dabei wie Maschinen, die in der

Erfüllung dieser Ziele miteinander konkurrieren. Wer ist schöner, klüger, stärker, hat mehr Geld et cetera?

Diese Perspektive des westlichen Weltbildes ist unterfüttert von einer monotheistisch geprägten Kultur, in der das Leben als Kampf und Arbeit als Buße erfahren werden. Wenn wir an die physikalische Definition von Arbeit „Arbeit ist Kraft mal Weg“ denken, wird man im Zusammenhang mit dem Begriff „Körperarbeit“ fasst unmittelbar an den Vers Mose 3:19 erinnert:

*„Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.“*

– (Luther-Bibel, 19.12)

In der monotheistischen Metaphysik sind Welt wie Körper etwas, das unterworfen und beherrscht werden muss. Im westlichen Weltverständnis, sowohl in dem durch die Newton'sche Physik geprägten Wissenschaftsverständnis als auch im religiösen Glauben und der bewusst oder unbewusst darauf beruhenden Alltagserfahrung, wird der Körper diskriminiert, indem er als bloßes Mittel zum Zweck missbraucht wird. In der Trennung von Geist und Körper oder Seele und Körper kommt dem Körper darum immer nur eine untergeordnete, dienende Rolle zu.

Ein aus diesem Gefälle entstehender Körper- und Jugendkult spiegelt in der Umkehrung dieselbe Dichotomie wieder. Der Hass gegen die grundlegende Minderwertigkeit des Körpers zeigt sich darin, dass er entweder durch geistig erdachte Manipulationen wie Schminke und plastische Chirurgie erst den Ansprüchen des Geistes würdig oder in ähnlicher Weise durch religiöse Rituale erst ganz, also heilig gemacht werden muss, bevor er akzeptiert werden kann.

In gesellschaftlicher wie in religiöser Hinsicht ist der Körper also etwas, was verändert bzw. überwunden werden muss. Folgen wir das Wort „Körper“ zurück zu seinem lateinischen Ursprung „corpus“: „Leichnam, Fleisch, Substanz, Masse“, ist er sogar das, was erst lebendig gemacht, von Tod und Stumpfsinn erweckt werden muss.

Dass uns suggeriert wird, den Körper als Ort des Mangels und des Leidens zu erfahren, trifft Menschen, die mit Behinderungen leben müssen, auf dreifache Weise. Menschen mit körperlichen Behinderungen laufen Gefahr, zur Projektionsfläche für das eigene Minderwertigkeitsgefühl zu werden, oder es wird ihnen im Falle einer geistigen Behinderung, weil wir uns selbst mit den Fähigkeiten unseres Geistes identifizieren, das vollwertige Menschsein abgesprochen. Außerdem wird es ihnen, weil wir die Körper eben nicht als Ort des Wohlfühlens und der Liebe, sondern als Ort der Scham und des Leidens erfinden, erheblich erschwert, ein notwendiges positives Körpererleben zu entwickeln, das für ein glückliches Leben trotz und mit Behinderung eine lebenswichtige Basis bildet.

Um sich von dieser durch den Alltag eingeübten Erlebensweise loszulösen, muss meditative Körperarbeit daher auch immer eine erkenntnistheoretische Arbeit sein. Sie kann uns helfen, durch die alltägliche Realisierung unseres Lebens zu erkennen, dass wir lebendig sind, sowohl in unserem Denken und Fühlen als auch mit allen unseren Sinnen. Gerade am Umgang mit Menschen mit Behinderung kommt oft unser eigenes auf Leistung orientiertes lebensfeindliches Selbstverständnis, geprägt vom Streben nach Macht und Konkurrenz, zum Ausdruck, durch das wir uns selbst und andere behindern, durch das das gesellschaftliche System selbst zur zusätzlichen Behinderung für Menschen mit Behinderungen wird. Wir sind in dieser Hinsicht alle Menschen mit Behinderungen, intellektuell, körperlich, emotional, und müssen nicht nur lernen, diese zu überwinden, sondern sie auch als Ausdruck unseres Menschseins, als intimste Form der Anteilnahme am Spiel des Lebens zu begreifen. Sie machen uns zu dem, wer wir sind und was unsere Welt ist. Das ist weder ein zynischer Gedanke, der das Leiden vieler Menschen verharmlosen soll, noch ein moralischer Gedanke mit dem dringenden Aufruf zur Besserung. Es ist eine Einladung zur Wahrnehmung: Ein Mensch mit Behinderung ist ein vollwertiger Mensch; sein Glück und sein Leiden sind Ausdruck von Glück und Leiden der Menschheit. Wir müssen das nicht glauben. Wir müssen es nur wahrnehmen.

# **MEDITATIVE KÖRPERARBEIT UND DIE GRUNDLAGEN UNSERES MENSCHSEINS (MIT BEHINDERUNGEN) IN DER BIOLOGIE DER LIEBE**

Wenn wir in alltäglicher Weise über Meditation oder über Menschen mit Behinderungen sprechen, tun wir das meist in einer Art, die blind gegenüber unseren eigenen biologischen Voraussetzungen und Bedingungen ist. Dies hat zur Folge, dass Meditation als etwas Außerweltliches, Übernatürliches, Esoterisches gesehen wird und der Mensch mit Behinderung in seiner biologisch-sozialen Existenz auf sein spezifisches Nichtfunktionieren reduziert wird.

Systemisch gesehen tun wir dies, um unsere eigene Entwurzelung von unseren biologischen Grundlagen, die Gewalt, die wir uns selbst und anderen antun, nicht bemerken zu müssen. Unsere eigene Entwicklung wurde durch Erziehung und „gesellschaftliche Integration“, durch dieselbe Form von Gewalttätigkeit, gestaltet.

Dieser Umstand macht es notwendig, die erlebte Gewalt und ihre Resultate einerseits zu ignorieren oder andererseits durch semantische Umdeutungen in der erlebten Gewalt einen Vorteil, etwas Gutes zu sehen. Wir sprechen von positiver Konkurrenz, notwendigem Leistungsdruck anstatt von feindseligem Verhalten und lebensfeindlichen Notlagen. Wir sprechen von individueller Freiheit und vorbildhafter Selbstständigkeit anstatt von vereinsamten Menschen und zerrütteten Familienstrukturen.

Wollen wir uns ein von dieser Dynamik ungetrübtes Bild von unserem gesellschaftlichen Menschsein und dem möglichen und sinnvollen Umgang mit Menschen mit Behinderungen machen, ist es notwendig, die menschliche Entwicklung selbst aus der Perspektive der Biologie der Liebe zu betrachten und so die strukturelle Gewalt, der wir im derzeitigen Alltag unserer menschlichen Entwicklung ausgesetzt sind, sichtbar zu machen. Diesen Widerspruch unserer kulturellen Lebensweise zu unseren biologischen Voraussetzungen möchte ich daher kurz skizzieren, um ein daraus entstehendes Verständnis von meditativer Körperarbeit zu ermöglichen. Beginnen wir dort, wo das individuelle menschliche Bewusstsein beginnt: im Mutterleib.

*Körperrhythmen, fließende Gestalten sensomotorischer Korrelationen in engem körperlichem Kontakt zwischen der Mutter und ihrem Kind sind die Grundlagen des menschlichen Bewusstseins. Zeitmuster, rhythmisch wiederkehrende Formen körperlicher Berührung und Bewegung lebt das Kind im Mutterleib. Geschützt und geborgen in einem pulsierenden, polyrhythmischen Geschehen entwickelt der Embryo seine eigenen Körperrhythmen im Zusammenspiel mit den Körperrhythmen der Mutter: Herzschlag, Atmung, Bewegung und Vibration der mütterlichen Stimme. (Maturana, Verden-Zöllner 2005, S. 106)*

In unserer derzeitigen Gesellschaft leben wir als Menschen zumeist in selbstverletzender Ignoranz der Bedeutung unserer eigenen Körperrhythmen. Dies beginnt oft schon beim Stillen, in der bewussten Manipulation des Schlafrhythmus oder in der Verweigerung von Zuneigung und Berührung als „Erziehungsmaßnahme“ im Baby- und Kleinkindalter. Der sich entwickelnde Mensch wird so in seiner Selbstorganisation, die mit dem erlebten Vertrauen in Körperrhythmen einhergeht, destabilisiert und damit für die gesellschaftliche Unterwerfung gegenüber einer an Kampf, Herrschaft und Konkurrenz orientierten Welt gefügig gemacht. Da wir als Kleinkinder und Kinder nicht anders können und uns Erwachsene auch nicht anders als liebende Menschen vorstellen können, internalisieren wir diesen Konflikt und übernehmen bereitwillig die Rationalisierungen der Erwachsenenwelt.

Dies wird am deutlichsten, wenn wir die Dynamik in sogenannten Bildungsanstalten betrachten, deren Zweck es sein soll, Menschen auf das gesellschaftliche Leben vorzubereiten. Diese Anstalten züchten künstlich eine Dichotomie, einen unvereinbaren Widerspruch zwischen Geist und Körper, weil sich die Entwicklung des Geists in Schulen und Universitäten auf militärische Weise in beabsichtigter und unbeabsichtigter Rücksichtslosigkeit gegenüber den natürlichen Rhythmen und Bedürfnissen der Lernenden vollzieht. Und das mit dem Ergebnis, dass die Lernenden diese Rhythmen schon nach wenigen Jahren von Bildung nicht mehr wahrnehmen.

Als Folge beginnen die Kinder Schule zu hassen – ein Umstand, der sich klar im Jubel um die Pausenglocke und jeden Ferientag ausdrückt, und lernen dabei gleichzeitig, Lernen als fast unerträgliche Belastung wahrzunehmen. Was aber tatsächlich für die Kinder unerträglich ist, ist das

Nicht-Wahrgenommenwerden und die Unterdrückung ihrer natürlichen rhythmischen Bedürfnisse nach Bewegung, Kommunikation und Berührung.

*Zusammenspiel, nicht Wettbewerb, Respekt, nicht Ablehnung, Einladung, nicht Forderung, Teilen, nicht Inbesitznahme, sind die grundlegenden emotionalen Züge, die das Leben des Kindes bestimmen.*

(Maturana, Verden-Zöllner 2005, S. 29)

Wie wir uns als Säugetiere sozial entwickeln, bedingt, dass wir Nicht-Wahrgenommenwerden als elementare Art von Gewalt empfinden. Wenn wir in diesem Prozess der „Bildung“ einerseits in unserem Tun und Empfinden ignoriert werden, andererseits unsere soziale Akzeptanz extrem von Resultaten dieses Tuns abhängig gemacht wird, kann das dazu führen, dass dieser Druck so unerträglich wird, dass sich VolksschülerInnen selbst das Leben nehmen, um die Qualen dieses Konflikts zu beenden. Dass dies gerade in Ländern, die in weltweiten Bildungstests am besten abschneiden, wie beispielsweise Korea und Japan, regelmäßig passiert, ist bezeichnend für die Grundausrichtung moderner „Bildungssysteme“.

Das Fehlen von Achtsamkeit und Fürsorge wirkt allem deswegen so verheerend, weil es im krassen Widerspruch zu unserer evolutionären Entwicklung als Säugetiere steht. Gerade beim Menschen ist die sogenannte Neotonie, die bedingt, dass Lebewesen „unfertig“ geboren werden und der Aufmerksamkeit und liebevollen Fürsorge anderer bedürfen, um zu überleben, wie bei keinem anderen Lebewesen ausgeprägt. In dem Maß, in dem uns dieser liebevolle Umgang und die Achtsamkeit fehlt, häuft sich damit die Wahrscheinlichkeit für das Entstehen von sozialen und neuro-biologischen Störungen, wie sie im Voranschreiten der Leistungsgesellschaft des 21. Jahrhunderts immer häufiger diagnostiziert werden. Wir können diese Problematik nicht mit einem Meer an normativen Regeln lösen, weil jeder Zwang die Spirale der Lieblosigkeit weiter vorantreibt und so für die menschliche Gesellschaft ein immer größer werdendes Problem darstellt.

*Liebe ist, biologisch gesprochen, die körperliche Disposition für die Handlungen, die den anderen als einen legitimen Anderen in der Koexistenz mit einem selbst konstituieren. [...] Wenn die Liebe zerstört ist, endet soziales Zusammenleben. Liebe ist etwas Triviales, etwas Einfaches*

*und Allgemeines, aber Fundamentales im Leben der Säugetiere und im menschlichen Leben.*

(Maturana, Verden-Zöllner 2005, S. 158)

Diese Abhängigkeit vom bedingungslosen Angenommenwerden durch die anderen, die wir als Menschen in der Kindheit ausnahmslos erfahren und die wir durch die Neotonie in verschiedener Stärke und Ausformung durch unser gesamtes Leben mitnehmen, ist jedoch keine Schwäche, sondern die Basis von Zivilisation und Gesellschaft. Sie ermöglicht es, dass wir uns als Menschen in Gemeinschaft auf die Gemeinschaft abgestimmt entwickeln können. Sie ist der Kontext dafür, dass individuelle Entwicklung gleichzeitig gesellschaftliche Entwicklung bedeutet und sichert und so unser Überleben als Individuum wie als Spezies. Sie ist die menschliche Rahmenbedingung, der Kontext der Biologie der Liebe, den wir für unser Leben und unsere Entwicklung brauchen, der darum auch in der heilenden meditativen Körperarbeit mit leidenden Menschen oder Menschen mit Behinderungen im Vordergrund stehen muss.

*Das tägliche Leben zeigt uns, dass wir, obgleich wir in Krieg leben und uns gegenseitig verletzen, liebende Tiere sind, die körperlich und psychisch krank werden, wenn ihnen die Liebe entzogen wird, und dass Liebe sowohl die erste Medizin ist als auch das Fundament für eine Erholung der körperlichen und psychischen Gesundheit. Wir sind liebes-abhängige Tiere in jedem Lebensalter. In der Tat entsteht das meiste, wenn nicht alles, menschliche Leiden in der Verneinung der Liebe und wird geheilt durch die Wiederherstellung der Liebe.*

(Maturana, Verden-Zöllner, Bunnell 2008, S. 27)

Aus dem Vorangegangenen wird klar, dass die sogenannte Inklusion, das Zusammenleben und Zusammenarbeiten, nur funktionieren kann, wenn wir die Rahmenbedingungen dafür im Einklang mit unseren biologischen Grundlagen gestalten. Wenn wir uns selbst ohne Rücksicht auf Gesundheit und Wohlbefinden quälen, weil wir es können, und gleichzeitig verlangen, Mitgefühl und Wohlwollen denjenigen gegenüber zu empfinden, die das nicht können, verlangen wir Unmögliches. Inklusion ohne Rücksicht auf unsere biologischen Grundlagen kann nur Neid und Geringschätzung, bestenfalls Mitleid erzeugen. Sie wird Menschen mit Behinderungen eher dazu bringen, sich selbst zu quälen, um sich als Teil einer rücksichtslosen Gesellschaft fühlen zu können.

Meditative Körperarbeit orientiert sich also an den Gegebenheiten der Biologie der Liebe, in der immer spontane und kreative Elemente vorherrschend sind. Es ist also immer eine Form von Exploration, die im unmittelbaren Zusammenhang und durch zyklische Rückkehr in Verbindung mit der für unser Menschsein notwendigen und nährenden Geborgenheit steht. Wenn wir uns das anhand der zuvor beschriebenen Atemmeditation noch einmal verdeutlichen, erkennen wir auch hier die Vielzahl von Möglichkeiten, wie wir unseren Atem erleben können. Wir können im Gefühl des Geatmetwerdens aufgehen und dies als Loslassen im Sinn eines Heimkehrens oder Abenteuers empfinden. Wir können bewusst atmen und das als selbstwirksam, als Kontrolle haben oder als beschränkend und langweilig, als Arbeiten am eigenen Widerstand empfinden. In jedem Fall hat diese Erfahrung immer ein unmittelbares, spielerisches Moment, das es ermöglicht, im ständigen Wechsel zwischen Selbstaufgabe und Selbstkontrolle ein positives, lebendiges, mit der Welt verbundenes Selbsterleben zu kreieren, das nicht zufällig dem ursprünglichen Erleben des Menschwerdens und der Identitätsfindung in der Mutter-Kind-Beziehung ähnelt.

*Die Hauptaufgabe für das heranwachsende Kind ist es, seinen Körper kennenzulernen, und es tut dies im intimen und spielerischen, engen Kontakt mit seiner Mutter.*

*Die Welt, die das Kind lebt, entsteht in der Mutter-Kind-Beziehung, indem das Kind zusammen mit seiner Mutter tut, was immer sie zusammen tun. In diesem Mutter-Kind-Zusammenspiel kreiert das Kind seine Selbstunterscheidung. Und es tut dies als eine Sache der Selbstverständlichkeit im Fluss seines Spiels im intimen Körperkontakt mit seiner Mutter, indem sie einander wechselseitig berühren, und, was immer sie auch tun und berühren, sie manipulieren und unterscheiden es gemeinsam.*

*Die Verspieltheit des Kindes in seiner Mutter-Kind-Beziehung wird fundamental dafür, wie es sich zu den verschiedenen Welten, die es sein ganzes Leben hindurch generiert, in Beziehung setzt.*

(Maturana, Verden-Zöllner, Bunnell 2008, S. 20 f.)

In ähnlicher Weise wirken Mantras oder Laut- bzw. Klangmeditationen bei Problemen in der Versprachlichung und der Kommunikation, durch die in der rhythmisch verselbständigten Wiederholung erlebt werden

kann, dass sich Atem von selbst in Klang verwandelt und der Moment des Sagenmüssens, was wichtig oder klug zu sein hat, zum Verschwinden gebracht worden ist.

In anderen Meditationen wiederum steht das rhythmische Berühren oder Berührtwerden im Vordergrund, oft auch, falls dies zunächst als zu intim empfunden wird, durch einen Gegenstand vermittelt. Am Beginn der Begegnung oder ergänzend sind Einzelmeditationen, still oder mit rhythmischen Bewegungsabläufen, angebracht, entweder um die Selbstsicherheit und Stabilität zu erzeugen, die für eine intensive zwischenmenschliche Begegnung notwendig sind, oder aber, um einen Rückzugsort, um eben solche Erfahrungen verarbeiten zu können. Menschen mit und ohne Behinderung machen dabei die gleiche befreiende Erfahrung ihres Körpers und Geists als Neuland, das sie erkunden und bespielen können, und erleben sich befreit von den Mustern und Bewertungen ihres Denkens. Es ist eine Erfahrung, in der der Überlebenskampf sich in ein Spiel verwandelt.

*Spiel ist keine Vorbereitung auf irgendwas. Spiel ist eine Tätigkeit, die ausschließlich um ihrer selbst willen getan wird und alle Überlegungen ausschließt, die ihr zuwiderlaufen.*

(Humberto R. Maturana, 2005, 4. Auflage, S. 155)

Diese spielerische Unmittelbarkeit wirkt vor allem auch im Bezug auf das Erleben, des eigenen Gedankenflusses befreiend. Wenn erlebt werden kann, dass Gedanken von alleine auftauchen, sich selbst denken und von alleine wieder verschwinden, kann das nicht nur zur Befreiung von unveränderlich scheinenden Gedanken- und Verhaltensmustern führen, sondern auch von der oft niederdrückenden Sorge um das eigene Dumm- oder Intelligentsein befreien. Durch die Loslösung von der Identifikation mit den eigenen Gedanken bin ja nicht mehr ich dumm oder intelligent, sondern nur meine Gedanken. Gerade in der Arbeit mit depressiven Menschen, mit Angst- oder Zwangsstörungen können durch die Loslösung von der Gedankenidentifikation, verbunden mit Trancearbeit und der Arbeit mit katathymen Bildern, mit ausreichender Übung Veränderungsprozesse in Gang gesetzt und stabilisiert werden, die durch Gesprächstherapie nicht oder nur durch jahrelange Arbeit zu erreichen sind. Dies liegt nicht zuletzt an den zahlreichen Selbst- und Partnermassagetechniken, die vorbereitend und nachbereitend eingesetzt werden können und gerade für Klienten mit

eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten ein Schlüsselement in der therapeutischen Behandlung bilden. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass, wie in der Biologie der Liebe, in der meditativen Körperarbeit die Förderung und Kultivierung dreier Emotionen vorrangig sind:

1. Liebe: Das bedingungslose Annehmen des anderen, das sowohl innerlich in der Imagination als auch äußerlich in der körperlichen Begegnung mit anderen erlebt werden kann.

2. Zärtlichkeit: Das unmittelbare Wohlempfinden ausgelöst durch die Gegenwart des anderen, das gerade auch in der Kontraindikation für das Erlernen der eigenen Abgrenzung eine große Rolle spielt.

3. Vertrauen: Das Wohlempfinden in der und durch die Kooperation mit anderen, das Erleben dessen, was man gemeinsam tun kann, ohne die Gemeinsamkeit in Frage zu stellen. Vertrauen spielt gerade im Erlernen und Wahrnehmen des Vertrauens in den eigenen Körper und Geist in der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen eine Schlüsselrolle.

## **BEGEGNUNGEN MIT UND BEZIEHUNGEN ZU MENSCHEN MIT BEHINDERUNGEN**

Ich hatte das große Glück, viele der Menschen mit Behinderungen, mit denen ich später arbeitete, im Kontext von therapeutischen Einzelsitzungen gemeinsam mit meinem Vater kennenzulernen. Daraus ergab sich nicht nur zum einen ein großer Vertrauensvorschuss, den ich meist bekam, sondern auch eine Atmosphäre der gegenseitigen Neugier, des Einanderkennnlernens. War ich doch der Sohn des Dr. Pawlik und noch dazu auch ein Doktor. Was für ein Mensch mochte der sein? War er mehr Sohn oder Doktor? Und wie würde das sein, wenn jetzt gleich zwei Doktoren für einen da wären? Um das abzuklären, waren die häufigsten Fragen am Anfang der Begegnung: „*Bist du wirklich der Sohn vom Doktor Pawlik?*“, „*Bist du auch ein Dr.?*“ und „*Was bist du für ein Doktor?*“

Gleichzeitig war ich durch diesen Kontext nie überfordert, sondern immer gespannt auf den bevorstehenden Prozess. Würde ich mehr eingeladen? Würde ich mehr ausgeschlossen? An welchem Punkt würde ich in den

therapeutischen Prozess eingeladen? Wenn man als dritte Person zu einer bestehenden Beziehung hinzukommt, ergibt sich fast immer eine interessante Dynamik, in der sich das Beziehungsgeflecht zwischen den Personen offenbart. Menschen mit Behinderungen sagen oft direkt und ungefiltert, was sie bemerken, was jede Erstbegegnung zu einem unheimlich spannenden Ereignis macht. Gleichzeitig kam nach einiger Zeit, meist schon in der ersten Stunde, fast immer der Punkt, an dem die Beziehung so weit gediehen war, dass klar war, dass ich ausprobiert werden wollte. So richtig wusste ja keiner, was meditative Körperarbeit ausmacht, aber meine Antwort, dass man sich dabei richtig spüren und viel bewegen könne, machte neugierig, und diese Neugier zeigte sich meist eine Weile später, wenn die erste Frage gestellt wurde, in einem Abebben des Gesprächs und vermehrten Blicken in meine Richtung, wo ich hinter mir für den Einstieg immer schon Bänder, Bälle, Stöcke und Stäbe oder einen Tischtennisschläger zurechtgelegt hatte. Wie mir aus der Kybernetik klar ist, sind Gegenstände Hinweise auf Eigenverhalten. (Foerster 2003, 261–273) Wenn man sie sieht, erwecken sie daher Neugier: „Was könnte man mit ihnen tun?“ Gegenstände sind auch immer greifbares Symbol für eine Beziehung. Sie gemeinsam zu nutzen, verbinden. Insofern empfiehlt es sich immer ein paar Gegenstände mitzubringen, wenn man ein neues Verhalten, eine neue Beziehung einleiten möchte.

### *Der mächtige Jonas*

Während mein Vater in diesem Buch auf den Therapieverlauf von Menschen mit Behinderung fokussiert, möchte ich das Augenmerk auf besondere Momente der Begegnung legen. Der Fokus auf den Verlauf erlaubt einen Überblick. Der Fokus auf den Moment ermöglicht ein plastisches, empathisches Verstehen. Wenn man Glück hat und offen ist, passiert ein solcher Moment gleich am Anfang bei der ersten Begegnung. Von einem solchen Anfang, der mich besonders berührt hat, möchte ich nun erzählen.

Ich kann mich noch gut erinnern, als mich mein Vater dazu eingeladen hatte, einen neuen Klienten mit ihm zu betreuen. Er sei über zwei Meter groß und hätte seine Kräfte nicht so gut unter Kontrolle, und so habe er einer Betreuerin aus Versehen die Nase gebrochen. Clea, unser Therapiehund, eine riesige deutsche Dogge mit schwarz-weißer Kasperlmusterung, wäre zwar dabei, aber gemeinsam mit mir wäre es ihm dann doch lieber.

Außerdem hatte mein Vater ihn beim Erstgespräch im Behindertenheim mitgeteilt, es gebe da jemanden, mit dem er sich austoben könne: sein Sohn, der Kung-Fu-Meister sei. Jonas hatte sich daran interessiert gezeigt und zu verstehen gegeben, dass er nichts dagegen einzuwenden hätte, ein wenig Kung Fu zu lernen. Mir selbst ist ja der Begriff Kung-Fu-Meister nicht recht, weil er unrealistische Fantasien weckt, die nur in Film und Fernsehen funktionieren. Vor allem die, ein Kung-Fu-Meister sei eine Person, auf die man jederzeit ohne Vorwarnung einschlagen könne, weil sie dem Angriff ohnehin ausweichen oder ihn abwehren würde, ohne einen zu verletzen. In der Realität wird bei einem Kampf oder bei einer wirklich ernst gemeinten Attacke allein durch die Wucht und Geschwindigkeit fast immer jemand verletzt. Jedenfalls sei es jetzt wichtig für Jonas, seine enormen Kräfte kontrollieren zu lernen, weil er bereits Probleme mit der Justiz bekommen hatte, die Betreuer sich vor ihm fürchteten und die Gefahr bestehe, dass die Situation eskaliere. Daher wäre es förderlich, wenn die Therapie in der privaten Praxis im Haus meiner Eltern und nicht im Behindertenheim stattfinden würde. Für mich sei das eine hervorragende Gelegenheit, Praktikumstunden zu sammeln und therapeutisch zu arbeiten. Informiert und vorgewarnt erwarteten wir nun Jonas' Ankunft im Garten.

Clea hob den Kopf. Am Tor klopfte es. „*Herein!*“ rief mein Vater und eilte ihm entgegen, aber Jonas hatte das mächtige Sonnentor bereits mit Leichtigkeit geöffnet und hinter sich gelassen. Krachend, was Clea aufschreckte, fiel es ins Schloss, und mit zwei Schritten stand der Hüne bei uns im Eingang zum Garten.

Da stand er, und wir waren alle einen Moment verduzt. Im nächsten Augenblick sprang Clea schon auf ihn zu. Jonas wich einen Schritt zurück, weil er zuerst nicht sicher war, was ihre Reaktion zu bedeuten hatte. Ein wenig später begann er zu lachen und streichelte sie, während sie ihn geräuschvoll begrüßte und abschleckte. Das Eis war gebrochen.

Wir begrüßten Jonas, während er immer noch, sichtlich fasziniert, mit Clea beschäftigt war. Mein Vater erzählte ihm, wie sehr Clea Menschen liebt und wie geduldig sie es sich immer während den Therapien gemütlich macht und lauscht. Bevor wir uns versahen, war ich auch schon mit Jonas in ein Gespräch über die Notwendigkeit und die Freude an Bewegung vertieft. Schließlich nahmen wir mitten im Garten auf drei bequemen

Gartenstühlen, die mein Vater für uns vorbereitete hatte, Platz, und ich verfolgte aufmerksam das Therapiegespräch zwischen Jonas und meinem Vater. Das ging nun eine Weile so, bis das Gespräch ein wenig abebbte und mich Jonas in einer Pause auf die Tischtennisschläger ansprach, die ich vorsorglich auf den Gartentisch gelegt hatte. Er erzählte mir, dass er es liebte, Tischtennis zu spielen, und ich erzählte, dass ich selbst schon immer ein begeisterter Tischtennispieler gewesen sei und es jetzt umso mehr liebte, weil ich gemeinsam mit einem Freund eine eigene Tischtennismeditation entwickelt hatte. Er nimmt mir das Versprechen ab, ihn keinesfalls absichtlich gewinnen zu lassen, und wir beginnen zu spielen.

Tatsächlich beginnt Jonas das Spiel gleich mit einem extrem scharfen Service. Insgesamt ist er ein wirklich sehr guter Spieler. Er ist äußerst beweglich und vermag seine Größe gut einzusetzen. Wo immer ich den Ball hinspiele, ist Jonas bereits zur Stelle und schießt ihn ein wenig schneller wieder zurück. Ich hingegen stelle mich weit hinter den Tisch und laufe und laufe, um jeden seiner schwierigen Bälle zu erwischen. Das bringt mich ganz schön ins Schwitzen und macht uns beiden sichtlich Spaß.

Es erinnert mich mit Freude an das gemeinsame Meditationstraining mit meinem Freund Brian. Das Beibehalten der aufrechten Haltung, die Reduktion der Bewegung, der gleichmäßige, der Bewegung angepasste Atem und die dauernde Rückkehr in die Ausgangsposition bringen mich in Trance. Das Wichtigste ist, bei jedem Fehler auszuatmen, begleitet von dem Mantra: „*Danke, es passiert!*“ Das bewusste Ausatmen gibt ein Gefühl der Erleichterung, des Druckablassens. Das Bedanken erinnert einen, dass gerade etwas Besonderes passiert ist, was einem die Möglichkeit zur Weiterentwicklung gibt. So verwandelt sich jeder Fehler in ein Lernereignis, und mit der Zeit wird das Mantra so verinnerlicht, dass man es zu hören meint, auch wenn man es gar nicht mehr spricht. Wir haben einander auch die Möglichkeit, uns so richtig auszutoben, indem einer manchmal eine Viertelstunde lang dem anderen nur zuspielte, damit dieser attackieren konnte, während man selbst Schritttechnik und Defensive perfektionierte. Am Höhepunkt dieser Methode ging es darum, dem anderen egal, wohin dieser attackierte, den Ball möglichst immer auf dieselbe Stelle, möglichst immer in derselben neutralen Art und Weise, zurückzugeben.

Wie von selbst rutschte ich mit Jonas genau in dieses Spiel, und wie damals mit Brian ereignete sich dadurch etwas Erstaunliches. Der Attackierende wird zu einem vollkommenen Wechsel der Perspektive verführt. Wenn man nämlich auf diese Art spielt und der Angreifer einen nicht mehr auszutricksen versucht, wird der Ball immer schneller und kommt immer präziser im selben Winkel auf dieselbe Stelle. Beide erleben so das Gefühl totaler Kontrolle. Der Rausch der Geschwindigkeit, die Ästhetik des Flugs, plötzliche Ruhe, die einkehrt, wenn sich die Atemrhythmen der beiden Spieler, begleitet vom rhythmischen Pochen des Balls gegen Schläger und Tischplatte, einander angleichen und die Bewegungen sich automatisieren – all das verführt einen dazu, das herkömmliche Ziel des Tischtennis, den „Gegner“ zu besiegen, zu vergessen. Plötzlich spielen beide Spieler besser, als sie je zuvor gespielt haben, angetrieben von der Kooperation des anderen, mit nur einem Ziel, die Ästhetik und das Hochgefühl des Ballwechsels zu verlängern. Schlag, für Schlag, für immer jetzt und immer hier, als würde die Zeit still stehen.

Vertrauen definiert, was man gemeinsam tun kann, ohne die Kooperation in Frage zu stellen. Langes Lachen brachte uns aus unserer Trance. Jonas strahlte über beide Wangen, seine Augen lachten, das Erlebnis einer vorbehaltlosen, enthusiastischen Unterstützung, welche die eigenen Fähigkeiten ins zuvor nicht Dagewesene steigen lässt, weil plötzlich gemeinsam ein Ziel mit aller Kraft verfolgt wird, hatte bei ihm allen Anschein nach die gleichen Auswirkungen, wie ich sie von meinem Erlebnis mit Brian her kannte.

Wir redeten eine Weile. Jonas klagt darüber, wie schwer es sei, seine Kräfte einzuschätzen, erzählte mir von der ungerechten Behandlung der Betreuerin und wie er ihr aus Versehen das Nasenbein gebrochen hatte. Er lachte. Dann schaute er betreten, murmelte, dass es ihm eigentlich leid tue, und fragte mich etwas verlegen, ob ich ihm nicht ein wenig Kung Fu beibringen könnte. Ich erklärte ihm, dass es bei fast allen Techniken des Kung Fu eine Zeitlang dauere, bis man sie beherrscht, dass ich ihm aber gern ein paar Sachen zeigen könnte. Vielleicht eine, mit der man die Betreuerin festhalten könnte, ohne sie zu verletzen? Ich umfasste seine Unterarme und bat ihn, seine Hände zu heben zu versuchen. Er lächelte siegessicher. Zuerst lächelnd, kurze Zeit später schon mit angestrengtem Gesichtsausdruck versuchte er mit aller Kraft, seine Hände nach oben zu reißen. Ich aber nutzte meinen Schwerpunkt, um mit meiner Körperspannung so geschickt

einen für ihn unmöglichen Hebel zu erzeugen, dass sich seine Arme bis auf ein leichtes Zittern kaum bewegten. „*Benutz deinen ganzen Körper! Nicht nur deine Arme!*“ sagte ich. Er drückte weiter, verkrampfte sich. Jetzt war es ihm schon ein wenig unheimlich. Ein klein wenig wütend, begann nun auch er sein enormes Körpergewicht einzusetzen. Mit dem Ziel, mich wegzudrängen, riss er jetzt seine Arme auch nach links und rechts, um sich meinem Griff zu entwinden. Ich aber spürte durch die sich verstärkende Anspannung immer schon im Vorhinein, wann er sich losreißen wollte, und wandelte seine Befreiungsversuche in eine gemeinsame Schaukelbewegung unserer Hände um. Gleichzeitig machte ich jedes Mal, wenn er vorwärtsstürmte, einen Schritt nach hinten und einen zur Seite, sodass wir, als er nach einem Versuch verduzt stehen blieb, seitenverkehrt in der Ausgangsposition standen. Schließlich entstand unter seinem konstanten Vorwärtsstürmen und Hin- und Herreißen ein Kreistanz, bei dem unsere Hände hin und her schaukelten, bis wir schließlich beide lachen mussten. „*Ich zeig dir gern, wie das geht.*“ Es verging eine Weile, in der ich ihm verschiedene Befreiungs- und Haltetechniken und am Ende auch eine Meditationstechnik zeigte. Zum Abschluss benutzen wir Tennisbälle, um mit Clea, die sich in der Zwischenzeit schon ein wenig vernachlässigt gefühlt hatte, apportieren zu spielen. Dabei schoss er den Ball über den ganzen Grund. Es war unglaublich, wie weit er schießen konnte. Für uns beide und für den Hund war es ein Riesenspaß. „*Unglaublich, wie weit du schießt!*“ sagte ich. Er lächelte. „*Darf ich mal schießen, soweit ich kann, auch wenn er vielleicht verloren geht?*“ fragte er grinsend. „*Klar, probier's aus. Wir haben viele von diesen Bällen.*“ war meine Antwort. Erwartungsvoll saß unsere Dogge vor ihm. Gebannt schaute sie ihm zu, wie er lange Schwung holte. Dann ging es sehr schnell. Der Ball verließ seine Hand und schoss hoch in die Luft. Mit einem Satz sprang Clea auf und sprang im Kreis herum. Ich riss meinen Kopf nach oben und sah den Ball in den Himmel steigen. Er stieg und stieg, wurde kleiner und kleiner, während ich ihm mit offenem Mund nachstarrte. Auch Clea lief nicht los. Sie stand nur da und schaute in den Himmel. So warteten wir, ob der Ball nicht irgendwann wieder herunterkommen würde. Wir haben ihn nie wieder gesehen.

## **Matthias**

### ***Verlust und Wiedererlangen des Fließgleichgewichts***

Es war eines der schönsten Erlebnisse meiner Kindheit. Das Lächeln meiner Schwester, die Freude, dass sie auf zwei Beinen stand, während ich ihre kleinen Hände hielt. Dieser Ausdruck des ungläubigen Staunens, wenn sie eines ihrer beiden Füßchen aufsetzte und vorsichtig versuchte, es zu belasten, immer fragend und probierend, ob und wie es wohl ihr Gewicht tragen würde. Die ganze Zeit über hielt ich sie dabei, mittels meiner Hände in einer Art Schwebезustand. Wann immer ich spürte, dass sie zusammen zu sacken drohte, griff ich ihr wortwörtlich unter die Arme.

Unser Haus am Land war ruhig und friedlich. Ich wartete immer, bis meine Eltern einkaufen gingen, damit wir bei unserem Abenteuer nicht gestört wurden. Dann legte ich eine weiche Decke auf den Boden, nicht zu dick, damit ihre Füße Halt finden konnten, aber weich genug, damit sie ihre Knie und Schienbeine nicht verletzte, falls es mir nicht gelang, sie rechtzeitig aufzufangen, bevor diese den Boden berührten. Ich liebte diese Ruhe, das intime Zu-zweit-Sein, liebte es, ihr dabei zu helfen, gehen zu lernen. Das war in meiner Vorstellung eines der schönsten Geschenke, die ich als großer Bruder meiner kleinen Schwester machen konnte. Ich wusste ja, wie das ging. Für sie aber war es ein Mysterium. Ich hatte schon damals das Gefühl, das Beziehung und Gemeinsamkeit, nicht Dinge, das Schönste waren, was man einem Menschen schenken konnte. Außerdem ließ sie mich im Schenken am Mysterium des Gehenlernens Anteil haben. Ist es nicht eines der größten Mysterien der Menschheit? Wir haben uns entschieden, wir gehen auf zwei Beinen, und das hat alles verändert.

Jetzt war ich gerade bei der Gestaltung meiner ersten offiziellen Tai-Ji-Stunde in einem Fitness- und Wellness-Center; nicht wissend, ob lauter Neulinge oder Fortgeschrittene mit Jahren an Erfahrung in meine Stunde kommen würden. Ich suchte nach einer Einstimmung, die für beide Gruppen ein Erlebnis sein konnte. Ich wollte es für alle erlebbar machen, was Tai-Ji, die Einheit der scheinbar getrennten Gegensätze, bedeutete. Das war nicht so einfach, weil wir es gewohnt sind, selbst wenn wir diese Einheit unmittelbar vor uns sehen, den Fokus trotzdem auf das Getrennte, die unterschiedlichen Teile, und nicht auf das Ganze zu legen. Darum nennen wir auch das Tai-Ji-Symbol der chinesischen Philosophie im Westen Yin-Yang-Symbol.

Yin und Yang sind durch ständige Bewegung im steten Austausch verbunden. Was ich brauchte, war etwas Minimalistisches, ohne ablenkenden Inhalt, ohne komplexe Bewegungsabläufe, eben eine Reduktion auf genau diese Essenz. Mir kam das meditative Gehen der zenbuddhistischen Tradition in den Sinn. Ursprünglich hatte ich es als Teil der japanischen Tanzmeditation Butoh kennengelernt. Butoh bedeutet wörtlich „Raum und Rhythmus durch das Stampfen der Füße“.

Butoh war kein Tanz, in dem es darum ging, Gefühle, Ideen oder Gedanken ausdrücken. Es ging darum, von all dem frei zu werden, damit Körper und Geist in der Bewegung selbst zum Ausdruck kommen können, ein Ausdruck der Freiheit, das Gegenteil von Darstellung und Schauspiel.

Ziel dieser Tradition ist die Rückkehr des Geistes in die Gegenwart, das Wahrnehmen dessen, was ist. Die Versenkung, das Aufgehen im Moment, Zen oder Chan im Chinesischen bedeutet auch wörtlich „Versunkensein, Aufgehen“.

Immer wieder haben wir mit unserer Butoh-Meisterin ein aufgehendes Plastiksackerl beobachtet, das sie zuvor zusammengeknüllt und auf den Boden geworfen hatte. „*Das ist meine Meisterin!*“, hat sie gesagt. Es bewegt sich ohne Zögern, entsprechend seiner inneren Struktur, ohne Zweifel, ohne Erwartung.“

Kaum eine Übung bringt diese Erfahrung so klar zum Ausdruck wie das meditative Gehen. Es ist eine Praxis, die buddhistische Mönche oft monatelang durchlaufen, bevor sie überhaupt mit irgendeinem anderen Teil ihres Curriculums beginnen.

Bewusst da sein, wo man ist. Diese scheinbar ins Unendliche gedehnte Verlagerung des Gleichgewichts von einem Bein auf das andere. Das Gefühl des Ankommens, wenn du dir plötzlich der gesamten Struktur deines Körpers bewusst wirst, weil dein Gewicht dem Verlauf deiner Knochen entlang in den Boden zu fließen scheint. Wie die Wassertropfen eines warmen Sommerregens, die langsam an den Ästen der Bäume entlang zur Erde gleiten.

Dieses Gefühl von Zärtlichkeit, ausgelöst von der Wahrnehmung kleinster Veränderungen und Bewegungen in deinem Körper. Das Gefühl des Vertrauens durch die Verlässlichkeit des Bodens, der da ist und dich trägt. Der Moment, wenn der Kopf frei wird und plötzlich alle Last von deinen Schultern abfällt. Wenn deine Brust frei und dein Atem leicht und schwerelos werden, weil es dir endlich gelingt, das Beeilen, das Etwas-Könnenmüssen und den Gedanken, was die anderen von dir denken könnten, aufzugeben. Wenn du im Gehen angekommen bist, wird der Raum, den du durchschreitest, plötzlich riesengroß und das Gefangensein in der Zeit, dieses Immer-noch-etwas-Vorhaben, dieses Noch-etwas-Tun-, Noch-etwas-Erledigenmüssen hört einfach auf.

Eine Erfahrung, die sich paradoxerweise immer nach so ungefähr 15 bis 20 Minuten einstellt. Das ist der Zeitraum, den es braucht, bis die Gewohnheit des Etwas-Tunwollens und des Wartens darauf, dass etwas Besonderes passiert, durch die stetige Wiederholung des Einen-Fuß-vor-den-anderen-Setzens von einem abfällt.

*„Ja, das ist gut! Gehen ist eine der ursprünglichsten Erfahrungen in der Entwicklung eines jeden Menschen. Da spielt es keine Rolle, ob man Anfänger ist oder schon viel Erfahrung mit Tai Ji und Meditation hat. Das ist die perfekte Einstiegsübung, um Tai Ji vorzustellen. Zwei Beine in der Bewegung des Gehens als Einheit, das passt für alle, weil zwei Beine hat jeder!“* dachte ich mir.

Dementsprechend überrascht war ich, als ich beim Betreten des Saals nicht nur mit gut 25 Leuten wesentlich mehr Menschen als gedacht vorfand, sondern auch inmitten dieser Menge eine Person mit nur einem Bein und zwei Krücken bemerkte. Diese Person war Matthias, der mir über die Jahre der Zusammenarbeit später einmal ein guter Freund werden sollte. Im ersten Augenblick war es allerdings ein Schock. *„Weil zwei Beine hat jeder. Und was ist jetzt? Zwei Beine hat jeder! Von wegen! Und was jetzt?“* Für eine paar Augenblicke, die mir wie eine Ewigkeit erschienen, pochte mir der Gedanke wie wild gegen meinen Kopf.

Dann macht es klick, und es wurde still. Erwartung ist etwas, was enttäuscht werden muss, um ganz in der Gegenwart anzukommen. Ich habe es im Wesentlichen Matthias zu verdanken, dass ich mich in dieser Stunde

von einem Augenblick auf den anderen von allen Erwartungen befreit gefühlt habe.

Nach kurzer Rücksprache mit ihm begann ich wie geplant mit der Gehmeditation, wobei mir auffiel, dass das normale Gehen im Gegensatz zum Meditationsgehen ein kontrolliertes, von Einem-auf-den-anderen-Fuß-Fallen ist – was mir ganz plötzlich klar wurde, weil er sich über das Aufstützen auf seine Krücken wieder auf den gleichen Fuß schwingen musste. Den Fokus auf dieses angstfreie Sich-Fallenlassen und das Fallenlassen in eine kontrollierte Schwungbewegung umzusetzen, war, wie sich herausstellte, für Matthias, der erst vor Kurzem bei einem Motorradunfall sein zweites Bein und einen Teil seiner Hüfte verloren hatte, eine ideale Übung.

Überhaupt beflügelte sein Dasein alle im Raum. Matthias schwang sich auf seinen Krücken voran. Jeder, der schon einmal mit Krücken gegangen ist und den anderen Fuß nicht benutzen konnte, weiß, wie viel Vertrauen, Gleichgewichtssinn und Überwindung das benötigt. Hinter ihm eine Horde auf zwei Beinen, die plötzlich ebenso achtsam wie hingebungsvoll seinem Vorbild folgten.

Das ging nun eine ganze Weile so, bis es Matthias sichtlich zu viel wurde und er schließlich seine Krücken abstellte, um sich am Rand des Raums hinzusetzen.

Nachdem ich mir durch eine neue Übung eine kurze Pause von der Gruppe verschaffte, ging ich zu ihm. *„Mein Bein hat zu krampfen begonnen! Ich kann nicht mehr stehen. Ich muss eine Weile sitzen, dann wird es wieder!“* versuchte er uns mit schmerzverzerrtem Gesicht zu beschwichtigen. Er ließ den Kopf leicht hängen und konnte trotz Schmerzen und bemühter Gleichmut seine Enttäuschung nicht verbergen. Auch ich wollte nicht, dass diese Stunde so für ihn endet.

*„Tschuldigung, wenn ich jetzt blöd frage, aber hast du noch einen Beckenboden, auf dem du balancieren kannst?“* Er sah mich an und überlegte. *„Wenn ich ein wenig an der Wand lehne, geht das;“* sagte er, während er sich bereits zurechtzurücken begann. Hinter mir merkte ich, wie ein paar Aufmerksamkeitsschwache begannen, unruhig zu werden. Fast in jeder Gruppe gibt es einige, die kontinuierliche Ansprache und Unterhaltung

brauchen. Matthias blickte mich erwartungsvoll an. Ohne Hast beugte ich mich zu ihm hinunter und sagte leise: *„In der chinesischen Medizin gibt es sieben Energiegefäße, die den Fluss der Körperenergie kontrollieren. Wenn du deinen Beckenboden spürst ...?“* Er nickte. *„Darf ich deinen Kopf berühren?“* Er nickte wieder, und ich berührte sanft den Scheitelpunkt seines Kopfes mit Mittelfinger und Zeigefinger. *„Stell dir vor, das unterste HuiYin am Beckenboden und das oberste Bahui am Scheitelpunkt deines Kopfes werden durch gleichmäßiges tiefes Atmen verbunden. Jeder Atemzug verlängert in deiner Vorstellung den Abstand zwischen beiden und regt damit Energiefluss und Durchblutung an. Deine Muskeln werden dadurch mit Sauerstoff versorgt, und die Krämpfe werden weniger und schließlich verschwinden. Im Qi-Gong nennt man das den kleinen Kreislauf. Wenn das mühelos gelingt, kann ich dir jedes Mal, wenn ich wieder komme, eine der weiteren Dantien aus diesem Kreislauf zeigen. Okay?“* „Okay“, sagte er lächelnd, und ich wandte mich zufrieden wieder dem Rest der Gruppe zu. Es war ein unvergesslicher gemeinsamer Anfang.

Jahre sind in der Zwischenzeit vergangen. Matthias hat nicht aufgehört, mich zu überraschen. Ich habe unglaublich viel von ihm gelernt. Auch wo Tai Ji nicht ausreicht. Denn er wurde trotz vieler gemeinsamer glücklicher Erfahrungen in unserer Gruppen- und Einzelarbeit immer in sich gekehrter, seine Stimme immer leiser, und aus unseren Gesprächen wurde klar, dass er mit den massiven Auswirkungen seines Unfalls allein überfordert war. Also fragte ich ihn, ob er nicht therapeutische Hilfe in Anspruch nehmen wolle. Rückblickend war das aus unser Arbeit wohl die wichtigste Einsicht: zu wissen, wie es weiter gehen könnte, wenn man selbst nicht mehr weiter kann. Massive Schicksalsschläge erfordern ein Netz von Helfern und Freunden. Nur einen kleinen Teil davon konnte und kann ich beitragen, aber ich kann das Ganze genießen, kann genießen, wie Matthias allen Übeln zum Trotz gedeiht und die Gesamtsituation sich verändert. Er arbeitete unermüdlich an sich, weiter und weiter. Vom Chorsingen bis zur Ausbildung zum Radiosprecher, vom Handbiken über den Ironman bis hin zu einer glücklichen Heirat mit einer wundervollen Frau – es war unglaublich, welche Energien Matthias mobilisierte. Mit seiner Lebenskraft und Energie übertrumpft er den Duracell-Hasen mit Leichtigkeit, und das auf nur einem Bein.

Es gäbe noch viele Geschichten von ihm zu erzählen, von diesem Mann, der trotz immer wiederkehrender Schmerzattacken und anderer Rückschläge immer wieder ins Fließgleichgewicht seines Lebens zurückgefunden hat. Er hat es weit gebracht, und wird es noch viel weiter bringen. Ich will es aber bei einer letzten Geschichte belassen, die einerseits unsere besondere Beziehung, andererseits die Situation vieler Menschen mit Behinderung widerspiegelt.

Es ist später Abend. Matthias hat mich angerufen, um ein Treffen für diese Woche zu vereinbaren. Wir kommen ins Reden. Er erzählt mir von Problemen mit der Krankenkassa, die sich immer wieder geweigert hat, die laufende Therapie weiter zu bezahlen, weil Therapie ja zeitlich begrenzt sein müsse. Das Gespräch wird immer wieder von heftigen Schmerzattacken unterbrochen, während deren wir nicht reden, weil Matthias das Telefon zur Seite legen muss, sich windet und vor Schmerzen stöhnt. *„Sie haben gesagt: ‚Es kann doch nicht so schlimm sein. Es muss ihnen doch besser gehen, wenn sie im Sport so erfolgreich sind!‘ Ich haben ihnen gesagt: ‚Sie haben keine Ahnung von Schmerzen, wie das ist, wenn sie plötzlich auftauchen.‘ Ahhh!“* Wieder ist das Gespräch unterbrochen. Matthias röchelt und stöhnt. Ich warte, bis er wieder sprechen kann. *„Die sagen dann: ‚Sie wirken doch ganz gesund. Ich sehe doch, es geht Ihnen gut.‘ Das ist das Zynischste. Was soll ich tun? Ich kann ja nicht beeinflussen, wann die Schmerzen kommen. Muss ich vor denen zusammenbrechen? Und was ist, wenn das nächste Mal jemand anderer da ist? Oohh! Arrgh! Warte, ich muss dich kurz zur Seite legen!“* Matthias legt das Telefon zur Seite. Im Hintergrund höre ich, wie er sich windet, unterdrückte Schmerzensschreie. Nach einer Weile greift er wieder zum Telefon und spricht: *„Letztendlich läuft es immer wieder darauf hinaus, dass ich in stationäre Behandlung ins Krankenhaus muss, wenn die Therapie zu lange aussetzt. Dann merken sie, es kommt ihnen teurer, und zahlen die Therapie wieder. Es käme ihnen aber viel günstiger, wenn sie endlich begreifen würden, dass ich durchgehend Therapie brauche, und ich würde mir viele Schmerzen ersparen!“* *„Ist sicher auch schwer, wenn man immer wieder aus dem Leben herausgerissen wird und plötzlich für zwei Wochen ins Krankenhaus muss, auch sozial, für das Kontakthalten, oder?“* frage ich. Er antwortet: *„Es ist ein irrer Aufwand und auch oft schwierig für Freunde, wenn ich plötzlich für zwei Wochen weg vom Fenster bin und mich nicht melde. Sie sagen dann oft, wenn sie gewusst hätten, hätten sie mich besucht, aber*

*ich kann das ja nicht planen. Was ich tun kann, ist, dass ich, wenn ich die Therapie nicht bewilligt bekomme, mir nichts ausmache, weil ich weiß, irgendwann hat's mich ..."* Das Telefon fällt zu Boden. Matthias krümmt und schüttelt sich, ist für zwei, drei Minuten nicht ansprechbar. Auf die Frage, ob ich die Rettung rufen soll, meint er, das bringt nichts, er habe die Schmerzmittel bereits genommen, die sie ihm geben würden. Er hätte das so weit unter Kontrolle. Dann spricht er wieder normal. *„Natürlich habe ich ab und zu ein schlechtes Gewissen. Gerade wenn manche Freunde auf mich einreden und sagen, ich würde den Staat ausnützen, weil es mir gar nicht so schlecht ginge. Arggh!“* Diesmal fängt er sich rasch, und ich antworte: *„Glaubst du, dass das wirklich Freunde sind? Checken die, wie es dir geht? Oder spricht da nicht einfach nur der Neid, weil sie sich deine Situation nicht vorstellen können?“* Diesmal kommt keine Antwort. Er hat das Telefon zur Seite gelegt. Wieder höre ich Matthias laut aufstöhnen. Diesmal dauert die Schmerzattacke länger. Als er nach ein paar Minuten wieder zurückkehrt, frage ich: *„Soll ich auflegen? Ist das ein Stress für dich, wenn wir reden?“* Schnell antwortet er: *„Nein, nein. Es tut mir leid. Die Schmerzen sind nur so groß, weil sich alles verkrampft. Da kann ich nicht gut zuhören und muss irgendetwas tun, damit ich sie aushalte. Das ist abends oft so, aber es beruhigt mich, wenn ich eine Stimme höre. Am besten wäre es, wenn du gleichmäßig sprichst, wenn das für dich in Ordnung ist.“* Ich überlege kurz, dann fällt mir etwas ein. *„Wenn du willst, können wir eine geführte Meditation machen? Ich habe gehört, gerade in der Schmerztherapie sollen Hypnose und Trance gut wirken!“* *„Ja, das wär' super! Warte, ich schalt dich nur kurz auf Lautsprecher ... Jetzt gehts!“* Langsam und gleichmäßig beginne ich zu sprechen: *„Alles ist jetzt. Alles ist hier. – Vergangenheit und Zukunft nur Gedanken – immer jetzt – immer hier. – Du kannst meine Stimme hören, zu dir kommen und wegdriften ...“* Im Hintergrund höre ich Matthias stöhnen. Ich rede weiter: *„Gerade jetzt, gerade hier, gibt es nichts zu können, nichts zu wissen, nichts zu tun. – Und wenn es nichts zu tun gibt, gibt es auch nichts, was stören kann – denn alles Wesentliche passiert von alleine, wie das Ein- und das Ausatmen, wie die Wellen eines Meeres an einem ruhigen Sommertag auf und ab und ab und auf ruhig und gleichmäßig vor sich hinschaukeln. – Angenehm warm, angenehm schwer, wunderbar leicht und frei zugleich – Als würdest du am Boden fliegen, auf Wolken liegen und in den wunderbar blauen Himmel schauen – tiefer und tiefer und tiefer ...“* Im Hintergrund höre ich nun Matthias schnarchen. Ich warte eine Weile, um sicher zu gehen, dass er

wirklich schläft und nicht gleich von Schmerzen wieder aufgeschreckt wird. Ich warte und warte. Matthias schnarcht friedlich vor sich hin. Er schläft.

### *Epilog im Traumland*

Mitten im Traumland steht ein Märchenschloss mit einer riesigen Halle inmitten eines paradiesischen Gartens. Auf dem wunderbaren Steinboden eine Matte und eine dicke Decke. Darauf liege ich. Ich schaue in den offenen Dachstuhl auf die mächtigen Balken aus Holz und kann mich des Eindrucks nicht erwehren, Reisender auf einem Schiff zu sein. Durch das bemalte Deckenfenster leuchtet mir kirchlich rot-blau unsere Gallionsfigur der Akademie Sonnberg, die von vier Schildkröten getragene Venus, entgegen. Darunter in goldenen Buchstaben unser Credo: „*Crea universa nova!*“ „*Schaffe neue Universen!*“ Wer soll denn das glauben? Es ist Nachmittag. Gerade bin ich aufgewacht. Nirgends schlafe ich so gut, wie in den Hypnoseeinheiten meines Vaters. Eine Viertelstunde ist vergangen, und ich fühle mich frisch und munter wie nach acht Stunden Schlaf. Rundum liegen sie alle, unsere Klienten der letzten Jahre. Also nicht alle, aber einige. Die Wiederkehrer, die sich alljährlich zum Auto-Chi-Seminar versammeln. John, der amerikanische Diplomat, der nie zu Ruhe kommt, hat gerade aufgehört zu schnarchen. Der wird sich wieder ärgern, weil er es in den drei Tagen noch bei keiner Hypnoseeinheit geschafft hat, wach zu bleiben. Diesmal hat er sich extra zur Wand gestellt und ist im Stehen eingeschlafen. Wer soll denn das glauben? Ich lächle. Da wird der Josef wieder über ihn lachen! Wie hat er zu ihm gesagt? „*Du hast über das Leben keine Kontrolle! Der Lucas hats doch gesagt. Drum ist es besser loszulassen! Ich hab das schon gelernt!*“ und dann lacht Josef immer. Habe ich das schon gelernt? Keine Kontrolle, keine Herrschaft über sich und sein Leben, statt dessen dahinsegeln durch die Strudel des Lebens? Wie man es dreht und wendet ... überall Jung'sche Synchronizitäten, Jonas und Matthias sind auch wieder zeitgleich aufgestanden. „*Angenehm wach, angenehm frisch!*“, wiederholt mein Vater. Ob meine Mutter wieder Apfelstrudel gemacht hat? Es geht ihr wieder schlechter mit ihrem atypischen Parkinson, atypisch wie die ganze Familie. Der Manager Marc, der niemals Zeit hat, hat es gerade noch geschafft, und auch die anderen haben sich wieder hier im Märchenschloss versammelt, wo sich Fuchs und Hase friedlich gute Nacht sagen. Meine Mutter hat wieder gekocht. Sie hat uns kaum merken lassen, wie es ihr eigentlich geht, hat uns die Zutaten wieder

selbst im Garten sammeln lassen. In der Natur von der Natur lernen, sein Ändern leben, im Riechen, Fühlen und Schmecken, mit allen Sinnen leben. Aber auch sie hat von uns gelernt. Zumindest von dem indischen Professor, der einen Tag zu Besuch war, ein wenig mitgemacht hat und ihr alle Paradieser weggefressen hat. *„Du kannst dir nehmen!“* heißt, du kannst dir nehmen. Da gibt es scheinbar keine sittliche Beschränkung im Indischen. Wer soll denn das glauben, dass sich all diese Leute wieder zur Meditation im Garten versammelt haben – wie die Früchte des Gartens, wie eine große Familie?

Wahrscheinlich haben sie das auch ein wenig gesucht, die Harmonie einer Familie, die große Inklusion, die so schwierig ist in der Welt da draußen? Ich richte mein Polster. *„Angenehm wach, angenehm frisch!“* wiederholt mein Vater wieder. Mein Blick fällt auf die Märchenfiguren meiner Mutter, den Zungenstrecker, den jeder kaufen will, den sie aber nicht hergibt. *„Bäääh!“* So sind wir dagestanden bei den Stimmübungen für die Mantrenmeditation, haben der Welt unsere Zungen rausgestreckt und gelacht. In Zeitlupe kam meine Mutter dann hereingestürmt und hat gerufen: *„Ihr habt doch gesagt, dass ihr beim Tönen auf mich wartet!“* *„Wir sind eh erst beim Aufwärmen!“* sagte Matthias. *„Bäääh!“* hat meine Mutter geantwortet. Wer soll denn das glauben! Das Auge trennt. Im Klang wird alles vereint. Alle Stimmen vermischen sich zu einem großen Ganzen, die Halle vibriert mit. Im Garten hört man das ebenso wie im Haus. *„Angenehm wach! Angenehm frisch!“* spricht mein Vater immer lauter. Ich blicke mich um. Es scheint, als würden die anderen auf mich warten. Nur Marc liegt noch am Boden und lacht darüber, dass er plötzlich faul ist. Er grinst zufrieden zu mir herüber und sagt: *„Ich glaube, du bist wieder dran mit unterrichten!“* *„Ich glaube auch!“* sage ich und stehe auf.

## LITERATUR

Foerster, Heinz von/Pörksen, Bernhard: *Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners*. Carl-Auer-System Verlag, Heidelberg 1998

Foerster, Heinz von: *Understanding Understanding*. Springer Verlag, Wien und New York 2003

Freund, Susanne: *Heinz von Foerster – Kybern-(Ethik). Ein Portrait*. ORF 1992

Maturana, Humberto R./Verden-Zölller, Gerda: *Liebe und Spiel. Die vergessenen Grundlagen des Menschseins. Matristische und patriarchale Lebensweisen*. 4. Auflage, Heidelberg: Carl-Auer-Verlag 2005

Maturana, Humberto R./Verden-Zölller, Gerda/Bunnell, *Pille: The Origin of Humanness in the Biology of Love*. Exeter: Imprint Academic 2008; PDF deutsch: <http://www.aynrandaufdeutsch.de/The%20Origin%20V6-3.pdf> (Zugriff: 27.8.2014)

Wittgenstein, Ludwig: *Gesammelte Werke*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1989

---

# EINKAUFEN MIT FOLGEN

– *Martin Joppich*

Die langen Trainingseinheiten unter der Woche haben meinen Wocheneinkauf auf den letztmöglichen Tag verschoben.

Am Samstag einkaufen: Nur mit Widerwillen. Massen von Menschen. Bitte lass mich einen freien Behindertenparkplatz finden. Samstag einkaufen. Nur wenn es sein muss. Die vielen Menschen. Ich - mit dem Rollstuhl und dem Einkaufswagen – mittendrin. Heute muss es sein.

Es ist kurz nach neun Uhr. Ich bin früh dran für einen Samstag. Zielsicher und mit schlechter Laune. Fahre mit dem Auto auf den großen Supermarktparkplatz und suche nach einem freien Behindertenparkplatz. Glück gehabt! Einer ist noch frei. Nach dem Aussteigen sitze ich im Rollstuhl. Als erstes schaue ich auf den zweiten Behindertenparkplatz. Das Auto neben nebenan hat keinen blauen Ausweis in der Frontscheibe. Schon wieder! *„Diese Nichtbehinderten erschleichen sich einen Vorteil auf Kosten behinderter Menschen.“* denke ich bei mir. Und schiebe den Einkaufswagen in Richtung Supermarkt.

Mein Einkaufszettel hilft mir, schnell und gezielt meine Produkte zu finden. Nach getanem Werk bewege ich den schwergängigen Einkaufswagen und stelle ihn vor dem Kofferraum ab. Dabei erkenne ich aus dem Augenwinkel zwei Personen neben meinem Kombi stehen. Der nichtbehinderte Falschparker verläßt seelenruhig seinen Einkauf. Einen bösen Blick werfe ich ihnen zu. Die Frau und offensichtlich ihr Mann erwidern ihn mit einem aufgesetzten, falschen Lachen.

Ich überlege mir meine Strategie. Es gibt keine, ab ins kalte Wasser: *„Was soll das? Sehen Sie nicht die riesengroße blau-weiße Bodenmarkierung? Das ist ein Behindertenparkplatz, auf dem Sie parken. Sie sehen mir nicht behindert aus?“* mahnte ich den offensichtlich nicht der deutschen Sprache mächtigen „Schmalspur-Ganoven“

Wie aus der Pistole geschossen antworte er: *„Kann stehen wo ich will. Polizei kann nix machen. Privatparkplatz!“*

Genau so schnell konterte ich: *„Du bist ein schönes Arschloch. Du parkst hier unerlaubter Weise und behinderst damit andere Menschen.“*

Plötzlich mischt sich seine Frau ein und brüllt: *„Was Du scheiß Arschloch Behindetar da wollen, schleich de ham...“*

Ein Wort ergibt das andere und jeder packt die gekauften Sachen ein. Nebenbei beschimpfen wir uns heftig weiter. Schließlich ist das „freundliche“ Ehepaar mit dem Einpacken schneller fertig als ich und steigt in ihr Auto.

Mit langsamen Kung-Fu-Schritten nähert sich von der Seite ein Junge, geschätzte 15 Jahre alt. *„Du nix schimpfen meine Mutter, meine Vater“* intervenierte er. Mein Körper vibrierte. Das kann nicht sein. Das Alles ist ein Scherz. Ist da die Sendung *„Verstehen Sie Spaß?“* Wo ist die versteckte Kamera?

Unaufhaltsam bewegt sich „Karate-Kid“ immer näher. In dem Moment überlegte ich mir:

Wie alt ist er wirklich? Kann ich dem eine schmieren? Was ist, wenn ich ihn verletzte?

Angespannt fokussiere ich meinen Gegner, der mit hohen Fuß-Kicks in der Luft mir Angst machen will. Mit voller Stimme schreie ich ihm entgegen: *„Komm traue Dich, hau her!“*

Dann passiert, womit ich nicht gerechnet habe: Der Fuß war so schnell, dass ich keine Möglichkeit hatte, den Schlag auf mein Schienbein abzuwehren. Er läuft weg und verschanzt sich vor dem Wagen, wohin ich mit dem Rollstuhl nicht fahren konnte. Mit voller Kraft rolle ich ihm nach. Siegessicher und stolzierend steht „Karate-Kid“ auf einem kleinen Felsen. In voller Fahrt: ich bremsen mich vor ihm ein. Mit einem schnellen Schwung stemme ich mich aus dem Rollstuhl. Stehe auf. Ich setzte auf das Überraschungsmoment. Kaum stehe ich vor ihm - auf einem Bein - brülle ich ihm entgegen: *„Was Du wollen? Hertreten und weglaufen? Feigling!“*

Plötzlich - hinter mir - kreischt seine Mutter: *„Der ist nix Behindert.“* Mein erster Gedanke: *„Das ist ein Kompliment?“*

Vorbeigehende Passanten sehen das Geschehen. Manche entschließen sich, stehen zu bleiben. „*Ich gehe Ihnen als Zeuge*“, sagt ein entsetzt wirkender älterer Mann. „*Ich brauche niemanden ich regel mir das schon alleine*“, entgegnete ich ihm.

Das tut man nicht. Man schlägt keinen behinderten Menschen (sowieso kein Lebewesen). Vollkommen egal, wie alt der Bursche ist. Jetzt muss die Polizei kommen, sag ich zu mir. Im Rollstuhl gehe ich hinter das Auto seiner Eltern mit dem Plan, die Polizei zu rufen und gleichzeitig den Weg abzusperren. Die Autos sind so geparkt, dass man nur rückwärts aus dem Parkplatz fahren kann.

Unbemerkt steigt der Vater aus dem Wagen und hält sich an den Haltegriffen hinten am Rollstuhl fest. Damit versuchte er mich vom Auto wegzuschieben. Durch mein intensives Hand-Bike-Training in letzter Zeit, habe ich kräftige Oberarme bekommen und ich drehe zweimal an den Treibringen: reiße mich von ihm los.

Währenddessen wechselte seine Frau vom Beifahrersitz hinter das Lenkrad. Sofort rolle ich wieder hinter das Auto und warte:

Sie startet das Auto und fährt langsam in meine Richtung. Ich bleib stehen. Das Auto kommt immer näher. Ich beweg mich keinen Millimeter. Die Stoßstange berührt seitlich meinen linken Treibring. Das Auto rollt weiter. Ich bereite mich auf das Schlimmste vor, mit der Hoffnung, dass das Auto doch noch zum Stehen kommt. Im selben Moment neige ich mich mit dem Rollstuhl auf die rechte Seite. Fallen lassen, am Rollstuhl fest anhalten, einfach abrollen und auf eine sanfte Landung hoffen, beschwöre ich mich. Krach Bum.

Am Boden liegend wird mir sofort klar: Jetzt ist die beste Zeit, die Polizei anzurufen. Während des Anrufs, kontrolliere ich noch den Rollstuhl, der noch keine zwei Wochen alt ist. Das rechte Rad ist so stark verbogen, dass es am Rahmen streift. Zeitgleich führte ich ein Gespräch mit der Polizei, die sicherte mir schnelle Hilfe zu.

Der Rollstuhl demoliert. Meine Kleidung löchrig und schmutzig. Innerhalb von ein paar Sekunden. Als ich mich auf mein Bein stelle, stehen Rund um mich Menschen, die den Vorfall beobachtet haben. In ihren Gesichtern

erkenne ich Entsetzten, Angst und Hilflosigkeit. Aus der Menge hörte ich Stimmen, die mir Mut machten: „*Die gehören angezeigt!*“ Und sofort versuchten die ersten Passanten, mir in den Rollstuhl zu helfen. Was ich normalerweise überhaupt nicht leiden kann. Ich bedankte mich für das nette Angebot.

Keine zehn Minuten später, als ich schon längst wieder im Rolli sitze, höre ich von weitem ein Folgetonhorn. Mit vollen Karacho und Blaulicht, brausen Frau und Herr Wachmeister an den Unfallort. Die Beamten befragten mich als erstes über den Hergang. Doch der Mann tobt und schimpft vor der Polizistin, sodass sie ihn auf die andere Straßenseite verbannte.

Nach und nach verhören die Gesetzesvertreter Unfallgegner und Zeugen. Ein paar Menschen sprechen mich an. Sie hätten alles gesehen und sie werden mir als Zeugen zur Verfügung stehen. Das beruhigt und gibt Zuversicht. Doch für mich war der Vorfall sonnenklar. Dieser Mensch und seine Familie sind schuldig, auf mich gewaltbereit zugegangen zu sein. Was soll da noch kommen? Der Fall wird vor Gericht landen, unangenehm aber notwendig.

Nach dem telefonischen Tipp von der Polizei, die mich am Nachmittag anrief, meldete ich mich am darauffolgenden Montag bei Amtsarzt. Dieser nahm meine leichten Verletzungen an der rechten Schulter und im Nacken auf.

Einige Wochen später schreibt mir das Bezirksgericht: „...*das Verfahren muss eingestellt werden, weil keine Aussicht auf ein Gerichtsverfahren ist...*“ Enttäuscht, aber nicht entmutigt kontaktierte ich die Rechtsabteilung der Allgemeinen Unfallversicherung (AUVA). In Österreich sind die Bestimmungen so, dass entweder die Pensionsversicherungsanstalt oder die Krankenkassen den Rollstuhl kauft und sie dem Betroffenen zu Verfügung stellt. Die sehr nette Leiterin der Rechtsabteilung übernahm persönlich meinen Fall.

In Folge stellte die AUVA Regressforderungen an den Vater, der sofort zustimmte. Das Gericht sah dies als Schuldeingeständnis und verurteilte ihn in nachhinein zu Schmerzensgeld.

## SCHMERZEN HIN/SCHMERZEN HER

Vieles habe ich schon gegen Schmerzen ausprobiert: Medikamente, Alkohol, Drogen und Therapien. Aber letztendlich verliert alles an Wirkung, bis auf das gute Gespräch, das kann mir die Phantom-Schmerzen verringern.

Der nächste Schmerz entwickelt sich, es zieht von der kleinen Zehe bis zur großen Zehe. Ein stärker werdender Druck, als ob eine Hand meine Zehen immer mehr und mehr zusammen drückt. Die kleine und die große Zehe fühlen sich an, als ob sie sich immer näher kommen würden. Ein kaltes Gefühl schleicht sich im Mittelfuß ein. Der Schmerz ist in den Zehen größer geworden und wird stärker. Das Bewusstsein ist auf den Schmerz fokussiert. Der Schmerz ist fast am Höhepunkt: Die Zehen werden wie in einem Schraubstock fester und fester zusammen gepresst.

Ich konzentriere mich. Ich stelle mir den Schmerz als roten Elektro-Impuls vor, der versucht einen Weg durch meinen Körper zu finden. Er kann jeder Zeit untertauchen und unangekündigt einen Blasenkrampf bewirken. Durch das Konzentrieren auf diesen Impuls kann ich den Schmerz zurück drängen.

Das gelingt nicht immer. Der Schmerz kann sich zurückziehen, um anschließend auf der gleichen Stelle wieder zu attackieren. Ich bleibe stark. Langsam wird die Spannung weniger. Der Schmerz bleibt. Mein Bewusstsein, all meine Energie stemme ich dem Schmerz entgegen. Er weicht zurück. Kalter Schweiß tropft von meinem Kopf. Hätte ich ihn nicht abfangen können, wäre mein Körper von schnellen kurzen Krämpfen durchgerüttelt worden. Die Erste Runde ist überstanden. Nur: Wie viel meiner Lebensenergie hat mich das gekostet? Darauf habe ich bis heute keine Antwort gefunden.

*„Nehmen Sie was gegen Ihre Schmerzen“* haben sie mir von Anfang an in der Rehaklinik aufgedrückt.

Doch ich war felsenfest davon überzeugt, dass ich nicht mein Leben lang Schmerzmittel schlucken kann und will.

Das Thema war aber noch nicht ausgestanden. Als ich morgens in meiner Medikamentenschachtel eine neue Kapsel bemerke, frage ich nach: *„Das ist, dass Sie weniger Schmerzen haben“* murmelte der Pfleger. Ich

wollte genau wissen, was das für eine Wunder-Tablette sein soll. Meine Nachforschungen ergeben: Antidepressiva. Wie sollen die helfen? Ich bin nicht schlecht gelaunt. Ich muss und möchte meinen Unfall verarbeiten! Ich will Ich bleiben und mich nicht zu einem willenlosen, „a-pathischen“ Wesen transformieren. „Von wem wurde das verordnet?“ frage ich den Pfleger bestimmt. „Von Dr. Buche“, so der sorgsame Aufpasser. Das lustige ist, keiner hat mit mir darüber gesprochen. „Wenn Sie es nicht nehmen wollen, dann lassen Sie’s“ antwortet der gelangweilte Pfleger. Das werde ich machen. Bis heute benutze ich keine Psychopharmaka. Es ist der leichte Weg, Tabletten schlucken verordnen. Weniger Arbeit mit den Patienten. Ein Pille und schon sind sie ruhig.

Im Laufe der Zeit bemerke ich, dass Bewegung mir halbwegs Schmerzfreiheit ermöglicht. Dadurch versuche ich so viel Sport zu machen wie möglich.

Es war ungefähr ein Jahr nach meinem Unfall, mein Körper noch nicht so weit, die große Wunde noch immer offen und unzählige Operationen standen noch vor mir. Spital, dann wieder Rehab und umgekehrt. Am Anfang sollte ich nur zum Tapetenwechsel in das Rehab-Zentrum überstellt werden. Dann entwickelte sich daraus ein Ping-Pong-Zustand. Ein paar Wochen Rehab, ein paar Wochen Spital, ... Rehab ... Spital ... usw.

Der Alltag im Spital wurde zur Routine. Das Schild „Nüchtern“ baumelte schon wieder am Galgen über mir. Kurz bevor ich abgeholt wurde und in den OP-Bereich geschoben werde, servierten mir die Schwestern den „Guten-Morgen-Cocktail“: Valium mit Wasser. In der OP-Schleuse der übliche Smalltalk mit den OP-Gehilfen. Wie in der U-Bahn. Man kennt sich vom Sehen.

Geschwächt von den vielen Operationen, wurde ich wieder dem Rehab-Zentrum anvertraut. Einteilung in das Zimmer. Wer ist der Zimmerkollege, hoffentlich umgänglich? Ich wollte schon sagen: wie immer. Alles wiederholt sich.

Einzelzimmer! Juhu, auf niemanden Rücksicht nehmen. Keiner, der mich stört.

Die Tage vergehen, Amputierten-Sport um acht Uhr, Einzel Physiotherapie Vormittag und Nachmittag. „Voll eingeteilt“ nannten wir das damals. Du hast fast keine Zeit zum Nachdenken. Mein verbliebenes rechtes Bein machte Fortschritte. Der Quatrizeps wurde stärker und stärker.

Auf Intimität wird weder im Spital noch im Rehabilitations-Zentrum Rücksicht genommen. Visite: Der Chefarzt stürmt als erster das Zimmer, gefolgt von fremden Menschen. Flop. Die Decke weg. Man liegt fast nackt, nur mit Unterhemd bekleidet vor zwanzig unbekanntenen Personen. Mir ist kalt. Alle starren mich an. Muss das sein?

Rehab-Zentrum, Mittagessen auf der Station: Das Essen für ein Spitalsessen recht gut. Schweinsbraten mit Sauerkraut. Ein paar saftige Fleischstücke noch. Plötzlich steht ein Pfleger vor mir und versucht mich davon zu überzeugen, dass ich sofort eine Harnprobe abgeben muss. Ich will fertig essen, noch fünf Minuten dann können wir Proben nehmen. Der sture Pfleger war nicht davon abzubringen. Auf allen vieren kriecht ein über 110kg schwerer Mensch am Boden auf mich zu. Unter meinem Ess-Tisch nimmt er mittels Spritze eine Harnprobe. Dazu muss er meine Windel und den Verband öffnen. Der Pfleger hat in der Früh auf die Probe vergessen. Wie komme ich jetzt dazu, mir die Unterhose auszuziehen? Und das beim Essen!

Ich fühle mich hilflos, wenn mir die Hilfe auf's Aug gedrückt wird. Ich kann solch eine Pflege nicht achten. Auf Zwangsbeglückung kann ich verzichten. Reden, einmal zuhören und sich bemühen den anderen zu verstehen. Dadurch ergibt sich vieles von selber. Das gleiche gilt für Schmerzen. Nach einem guten Gespräch ist es schon vorgekommen, dass meine Schmerzen weniger wurden.

---

# „PSYCHOTHERAPIE – HILFE FÜR MENSCHEN MIT PSYCHISCHEN PROBLEMEN?“

*Beziehungsgestaltung und ihre therapeutische Wirkung  
Ein Erfahrungsbericht aus der Sozialbetreuung*

*– Miriam Moravi (vormals Miriam Pawlik)*

## INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung

1 Beziehung in der Psychotherapie

1.1 Therapeut-Klient-Beziehung

1.2 Beziehungsfördernde Qualitäten

1.3 Gestik in der Psychotherapie

2 Ein Erfahrungsbericht aus der Sozialbetreuung

2.1 Erste Begegnung

2.2 Die Beziehung

2.3 Die Entwicklung

2.4 Theorie und Praxis – Eine Reflexion

Fazit

Literatur

## EINLEITUNG

Welche besondere Herausforderung die Gestaltung einer Vertrauensbeziehung sein kann, hat mir die persönliche Erfahrung im Rahmen der Sozialbetreuung gezeigt. Ein Jahr lang durfte ich während meiner Beschäftigung in einer Tagesstruktur für Menschen mit Behinderung in verschiedenen Funktionen Wertvolles lernen. Eine Begegnung prägte mich nachhaltig, da sie ein besonders hohes Maß an Einfühlung und Kreativität im Überwinden vielfältiger Barrieren erforderte und aus ihr ein ebenso hohes Maß an positiver Kraft und Entwicklung entstanden ist.

Diese Erfahrung, die den inhaltlichen Schwerpunkt dieser Beobachtungen über Beziehungsgestaltung bildet, lässt sich mit psychotherapeutischer Arbeit in Zusammenhang bringen. Denn auch in der Psychotherapie ist die Förderung der Beziehung im Hinblick auf den therapeutischen Prozess und seine Wirkung von essentieller Bedeutung.

Der aktiven Rolle, die der Therapeut in der Beziehungsgestaltung einnimmt, wird im ersten Teil der Untersuchung nachgegangen werden. Es werden bestimmte Grundvoraussetzungen beleuchtet, die vertrauensbildend wirken und maßgebend zum positiven Beziehungsaufbau beitragen. Auch die nichtsprachliche Ebene in der zwischenmenschlichen Begegnung soll betrachtet werden, da dieser im Zusammenhang mit dem Erfahrungsbericht große Bedeutung zukommt. Dabei wird erörtert, in wie fern die Gestik mit dem sprachlichen Austausch zusammenhängt und welcher Wert aus ihrer Beachtung für die Psychotherapie gewonnen werden kann.

Der zweite Teil widmet sich den konkreten Erfahrungen aus der Sozialbetreuung. Dabei wird in einer persönlichen Sichtweise von der ersten Kontaktaufnahme, über den Beziehungsaufbau bis zu den daraus resultierenden Entwicklungen anschaulich berichtet. Durch eine anschließende Reflexion sollen die beziehungsbildenden Grundvoraussetzungen auf das Beispiel bezogen werden.

In wie fern sind die beziehungsfördernden Qualitäten der Therapeut-Klient-Beziehung auf den Kontext der Einzelarbeit in der Behindertenbetreuung übertragbar? Konnte die beschriebene Beziehung eine therapeutische Wirkung entfalten?

## **1 BEZIEHUNG IN DER PSYCHOTHERAPIE**

### ***1.1 Therapeut-Klient-Beziehung***

Wie könnte „Beziehung“ definiert werden? Da Beziehungen ebenso unterschiedlich und vielfältig sind, wie die Menschen, die sie unterhalten, ist diese Frage kaum allgemein gültig zu beantworten. Eine Definition kann aus der Beobachtung gewonnen werden. Sachse bemerkt:

*„Eine Beziehung ist nicht direkt beobachtbar, sondern ist nur aus dem Verhalten der beteiligten Akteure erschließbar.“*<sup>1</sup>

Die Interaktion zweier Personen lässt folglich Schlüsse über die Beschaffenheit ihrer Beziehung zu. Der gewonnene Eindruck eines Beobachters ist seinerseits durch das persönliche Empfinden gefärbt und kann nicht völlig objektiv beschrieben werden. Diese Überlegungen zeigen, dass sich die Qualität einer persönlichen Begegnung durch Worte kaum greifen oder vermitteln lässt.<sup>2</sup>

Der Beziehung zwischen Therapeut und Klient wird in der Psychotherapie eine entscheidende Bedeutung zugemessen. Nach Rogers bestimmt sie als wichtigstes Element den Erfolg einer psychotherapeutischen Behandlung.<sup>3</sup> Die Gestaltung einer vertrauensvollen Beziehung ist die eigentliche Basis der therapeutischen Arbeit.<sup>4</sup>

Dabei plant und gestaltet der Therapeut bewusst durch aktives, steuerndes Handeln den Beziehungsaufbau.<sup>5</sup> Ziel seiner Bemühung ist in erster Linie das Vertrauen des Klienten zu erlangen. Dieses bildet eine wichtige Voraussetzung dafür, dass er sich auf einen therapeutischen Prozess einlassen kann.<sup>6</sup> Wenn das Vertrauen in ausreichendem Maß vorhanden ist, wird sich eine Person öffnen können und Inhalte nicht zurückhalten oder verfälschen.

Das aktive Fördern dieses Klimas ist die Aufgabe des Therapeuten. Der Klient muss sich darauf verlassen können, dass der Therapeut ihn begleitet und stützt, wenn es darum geht, unangenehme Gefühle zuzulassen und auszuhalten.<sup>7</sup> Gelingt es im Beziehungsaufbau in der Folge auch das Zutrauen des Klienten in sich selbst zu stärken, wird er das Gefühl haben, sich Problemen stellen zu können und in der Lage sein, die mit Veränderung verbundene Verunsicherung auszuhalten. Kann der Therapeut eine tragfähige Bindung aufbauen, werden seine im Therapieprozess gesetzten

---

1 Sachse, 2006, S. 10

2 Rogers, 2012, S. 212

3 Ebenda, S. 211

4 Sachse, 2006, S. 90

5 Ebenda, S. 15

6 Ebenda, S. 28

7 Sachse, 2006, S. 31

Interventionen vom Klienten besser angenommen.<sup>8</sup> Eine vertrauensvolle Beziehung schafft ein Bündnis, ein gegenseitiges „Verstehen-Wollen“. Sie lässt ein Klima entstehen, das dem persönlichen Wachstum förderlich ist. Dieses kann der Therapeut für seine Arbeit nutzen.

Die Qualität der Vertrauensbeziehung fördert das Potenzial zur Änderung und die Bereitschaft zur Auseinandersetzung des Klienten maßgeblich. Ein Therapeut, der die Beziehung aktiv und positiv gestaltet, erhöht dadurch das „Wirkungs- oder Erfolgs-Potenzial“ des psychotherapeutischen Prozesses. Dabei wirkt nicht allein das entgegengebrachte Vertrauen in die therapeutischen Interventionen, in vielen Fällen wirkt die Therapeut-Klient-Beziehung selbst schon auf den Klienten verändernd ein.<sup>9</sup>

## ***1.2 Beziehungsfördernde Qualitäten***

Was kann der Therapeut tun, um die therapeutische Beziehung aktiv zu gestalten? Diese, für die praktische Psychotherapie elementare Frage hat eine kaum überblickbare Vielfalt von Begrifflichkeiten und Verständnissen der Therapeut-Klient-Beziehung hervorgebracht.<sup>10</sup> Einen wissenschaftlich fundierten Überblick mit zahlreichen Forschungsberichten bietet das zweibändige „Handbuch der therapeutischen Beziehung“. Im Rahmen dieser Betrachtung soll das Augenmerk auf den „beziehungsfördernden Qualitäten“ liegen, den Grundvoraussetzungen, die die Beziehungsgestaltung ermöglichen.

Diese Grundlagen sind ebenfalls vielfältig bezeichnet und beschrieben worden, beispielsweise als „soziale Schlüsselkonzepte der therapeutischen Beziehung“,<sup>11</sup> als „Strategien zum Aufbau personalen Vertrauens“,<sup>12</sup> oder als „einstellungs- oder erlebnismäßige Elemente des Therapeuten, die in der Beziehung ein wachstumsförderndes Klima schaffen“. <sup>13</sup> Trotz der unterschiedlichen Bezeichnungen lassen sich in verschiedenen Theorien „beziehungsfördernde Qualitäten“ vergleichen, die sinngemäß deckende Inhalte aufweisen und somit als wissenschaftlicher Konsens verstanden

---

8 Ebenda, S. 30 (Sachse spricht in diesem Zusammenhang vom „Beziehungskredit“)

9 Ebenda, S. 33

10 Hermer und Röhrle, 2008, S. 15

11 Auhagen, In: Handbuch der therapeutischen Beziehung, 2008, S. 169

12 Sachse, 2006, S. 27

13 Rogers, 2012, S. 212

werden können. An dieser Stelle sollen die übereinstimmenden, beziehungs-bildenden Grundlagen beschrieben werden. Zu diesem Zweck werden die personenzentrierte Abhandlung von Rogers und die wissenschaftlichen Beiträge von Sachse und Auhagen vergleichend herangezogen.

### **Bedingungslose Wertschätzung**

Die Qualität der „bedingungslosen Wertschätzung“ kann als eine gefühlsmäßig echte, wertfreie Zuneigung des Therapeuten gegenüber dem Klienten, die an keinerlei Bedingungen geknüpft ist, verstanden werden.<sup>14</sup> Rogers beschreibt diese als Gefühl der offenen Bereitschaft für den Klienten, die ihm alle Empfindungen gestattet, die im Augenblick in ihm vorhanden sind.

*„Es (...das Gefühl) achtet den anderen Menschen als eigenständiges Individuum und ergreift nicht Besitz von ihm. Es ist eine Art der Zuneigung, die Kraft hat und die nicht fordert.“<sup>15</sup>*

Dabei vergleicht der Autor die „positive Zuwendung“ mit der Gefühlsqualität, die Eltern ihrem eigenen Kind entgegenbringen.

### **Akzeptieren**

Eine weitere beziehungsfördernde Qualität, die eine wertfreie Haltung erfordert, ist die „Akzeptierung“. Der Therapeut soll sich von den eigenen Wertmaßstäben distanzieren und somit den Klienten und die thematisierten Inhalte für sich betrachten.<sup>16</sup> Damit verhindert er, dass er seine persönlichen Normen und Erwartungen auf den Klienten anwendet. Der Therapeut ist dabei weder positiv, noch negativ eingestellt, sondern er akzeptiert wertfrei. Rogers beschreibt „Akzeptierung“ als ein Gefühl ohne irgendwelche Einschränkungen und Bewertungen, keinerlei Urteil wird über den Klienten gefällt.<sup>17</sup>

„Wertfreies Akzeptieren“ und „bedingungslose Wertschätzung“ lösen positive Emotionen im Klienten aus.<sup>18</sup> Es kommt dadurch zu einer Bestätigung des Selbst und daraus resultierend zu einer Erhöhung des Selbstwertgefühls.

---

14 Auhagen, In: Handbuch der therapeutischen Beziehung, 2008, S. 183

15 Rogers, 2012, S. 218

16 Sachse, 2006, S. 40

17 Rogers, 2012, S. 219

18 Auhagen, In: Handbuch der therapeutischen Beziehung, 2008, S. 185

Diese Empfindungen tragen zu einer Steigerung des Wohlbefindens bei, was sich auf die psychische Funktionsfähigkeit und den Aufbau persönlicher Ressourcen positiv auswirken kann.

### **Empathie**

Rogers hat den Begriff der „Empathie“ entscheidend geprägt, er beschreibt die Einfühlung in die Gefühlswelt einer anderen Person.<sup>19</sup> Die Perspektive des Klienten wird vom Therapeuten nachvollzogen, der emotionale Zustand wird wahrgenommen und nachempfunden.

*„Wenn jemand versteht, was für ein Gefühl es ist, ich zu sein, ohne mich zu analysieren oder zu richten, in einer solchen Atmosphäre kann ich blühen und wachsen.“*<sup>20</sup>

Der Therapeut erfährt durch die sensible Einfühlung die Welt des Klienten und dadurch ist es ihm möglich, dem Klienten von dem, was ihm selbst kaum bewusst ist, Verständnis zu vermitteln. Empathie kann ermöglichen, dass der Klient sich selbst nahekommmt und in der Folge etwas über sich lernt und sich entwickelt.<sup>21</sup>

Als Folge der Einfühlung beschreiben neuere Forschungen die Beziehungsqualität der „Intimität“.<sup>22</sup> Diese bezeichnet das Erleben zwischenmenschlichen Miteinanders, das sich besonders durch Verbundenheit, Vertrautheit und Nähe auf geistiger und emotionaler Ebene auszeichnet. Das Gefühl der „Intimität“ fördert maßgeblich die „Selbstöffnung“, die Tendenz Informationen über sich selbst preiszugeben. Besonders günstig für die Entwicklung der Beziehung wirkt sich das Vertrauen aus, das entsteht, wenn mit enthüllten Informationen angemessen umgegangen wird.

Verwandt mit dem Begriff der „Empathie“ kann auch die „emotionale Wärme“ gedeutet werden. Sie beschreibt das Klima, das der Therapeut gegenüber dem Klienten erzeugt, er vermittelt Sympathie und positive Zuwendung. Der Klient erhält den Eindruck, dass er sich in der Therapie sicher fühlen kann, er in dieser Atmosphäre positive Resonanz des Therapeuten bekommt.<sup>23</sup>

---

19 Ebenda

20 Rogers, 2012, S. 217

21 Ebenda, S. 216

22 Auhagen, In: Handbuch der therapeutischen Beziehung, 2008, S. 185

23 Sachse, 2006, S. 44

## **Kongruenz**

„Kongruenz“ bedeutet, dass der Therapeut auf allen Kommunikations-ebenen dieselbe Botschaft sendet.<sup>24</sup> Wenn er sich in eine unmittelbare persönliche Begegnung mit dem Klienten begibt, ist er dann kongruent, wenn er gänzlich „er selbst ist“ und sich nicht verleugnet.<sup>25</sup> Dabei stimmt das innere Gefühl mit dem, was er nach außen vermittelt, überein.

*„Die Wahrscheinlichkeit für eine Veränderung innerhalb der Persönlichkeit des Klienten besteht umso eher, je echter der Therapeut in der Beziehung ist und je stärker er mit sich selbst übereinstimmt.“<sup>26</sup>*

## **Vermittlung**

Als vertrauensbildende Maßnahme bemüht sich der Therapeut die Informationen, die der Klient ihm mitteilt, nachzuvollziehen und dieses „Verstehen“ auch zu kommunizieren. Damit demonstriert er, dass er sich in den Klienten hineinversetzen kann.<sup>27</sup> Dass es dem Therapeut gelingt, dem Klienten eindeutig zu vermitteln, dass er seine Inhalte verstanden hat, ist die Grundlage dafür, dass Vertrauen entstehen kann. Neue und wichtige Informationen können dann anvertraut werden, wenn der Therapeut kontinuierlich deutlich machen konnte, dass er nachvollziehen kann, was der Klient meint und will.<sup>28</sup> Die „Vermittlung“ des Verstehens soll in einer Weise vollzogen werden, dass sie für den Klienten klar durchschaubar ist, damit er alles, was in der Beziehung erlebt wird, unzweideutig begreifen kann.<sup>29</sup>

Es ist an dieser Stelle anzuführen, dass viele weitere Aspekte der Beziehungsgestaltung in diesem Rahmen nicht angeführt werden können. Unter Berücksichtigung der hier beschriebenen Qualitäten ist es dem Therapeuten möglich, die Gestaltung der Beziehung positiv zu beeinflussen. Sie sind daher als allgemeine Grundlagen zur Herstellung einer Vertrauensbeziehung zu verstehen.

---

24 Ebenda

25 Rogers, 2012, S. 213

26 Ebenda

27 Sachse, 2006, S. 37

28 Ebenda, S. 39

29 Rogers, 2012, S. 221

### **1.3 Gestik in der Psychotherapie**

Angenommen Therapeut und Klient würden versuchen, sich ausschließlich mit Worten auszutauschen, würde dies ihre Verständigung erschweren, vielleicht sogar unmöglich machen, denn nichtsprachliches Verhalten ist ein ständiger Begleiter von verbaler Kommunikation.<sup>30</sup> Die Bedeutung eines Wortes wird erst im Zusammenhang mit körperlicher Gestik verständlich oder interpretierbar. Der Sinn des nichtsprachlichen Verhaltens ist an den sprachlichen Kontext gebunden.<sup>31</sup> Diese Beobachtung lässt sich auf alle Bereiche der menschlichen Kommunikation übertragen und ist besonders relevant für die psychotherapeutische Praxis, da hierbei dem direkten Austausch zwischen zwei Menschen eine ausschlaggebende Rolle zukommt.

In der psychotherapeutischen Forschung sind verschiedene Autoren, wie beispielsweise Freud, Reich, Deutsch oder Jacobs, der Ergründung der Bedeutung und Funktion von nichtsprachlichem Verhalten nachgegangen.<sup>32</sup> Durch Beobachtung von Patienten wurde der Eindruck gewonnen, dass körperliche Ausdrucksmittel das psychische Geschehen verdeutlichen können. Das Verhalten stellt sichtbar dar, was nicht bewusst ist oder nicht ausgesprochen werden kann. Besonders psychoanalytisch geprägte Betrachtungen kommen zur Erkenntnis, dass der Körper mitteilt, was in der betreffenden Person vor sich geht und somit seelisches Befinden ausdrückt.<sup>33</sup>

Kann der Therapeut also aus dem körperlichen Verhalten des Klienten über seine inneren Zustände kausale Schlüsse ziehen, so wie der Mediziner die körperlichen Beschwerden seiner Patienten analysiert? Dies wäre lediglich möglich, wenn das nichtsprachliche Verhalten seine Bedeutung in sich tragen würde, es ist jedoch immer an den jeweiligen Kontext, in dem es sich zeigt, gebunden.<sup>34</sup>

Folglich lassen sich keine allgemein gültigen Schlüsse über psychische Befindlichkeiten aus dem jeweiligen Verhalten ziehen. Welchen praktischen

---

30 Streeck, 2009, S. 9

31 Ebenda, S. 10

32 Ebenda, S. 11

33 Ebenda, S. 18

34 Ebenda, S. 32

Nutzen gewinnt der Therapeut für seine Arbeit aus der Berücksichtigung der körperlichen Signale?

Psychotherapie wird praktisch in Form eines Gesprächs vollzogen, das ständig von nichtsprachlichem, körperlichem Verhalten begleitet wird. Kleinste Gesten, Körperhaltungen, Bewegungen, Veränderungen der Mimik, Nuancen der Stimme oder die Bandbreite an Geräuschen emotionalen Ausdrucks verleihen Worten Sinn und Kraft. Sie können das Miteinander beeinflussen und regulieren.<sup>35</sup> Der körperliche Ausdruck eines Klienten kann in machen Fällen auf wesentliche, unbewusste oder verschwiegene Aspekte seiner Problematik unübersehbar hinweisen.<sup>36</sup> Der Blick des Therapeuten sollte auf derartige Hinweise gerichtet sein. Dadurch kann er erhöhte Aufmerksamkeit und größere Wahrnehmungsfähigkeit erhalten, was zu einem differenzierteren Bewusstsein für den therapeutischen Prozess führt.

## 2 EIN ERFAHRUNGSBERICHT AUS DER SOZIALBETREUUNG

### *2.1 Erste Begegnung*

Beim Betreten der Tagesstruktur war ich nervös. Es war mir bewusst, dass ich nicht nur Leitung und Betreuer von meinem Engagement überzeugen wollte, die persönliche Begegnung mit der Klientin würde entscheiden, ob sie und ich uns dieser Herausforderung stellen wollen. Maria, eine Künstlerin mit einer körperlichen Beeinträchtigung, suchte an ihrem Arbeitsplatz, einem Künstleratelier, eine geeignete Person, die ihren besonderen Unterstützungsbedarf abzudecken vermochte. Mehr Informationen hatte ich zu diesem Zeitpunkt nicht.

Mit einem positiven, ersten Eindruck der Einrichtung fand ich das Künstleratelier, wo ich von den Betreuerinnen offen und warmherzig empfangen wurde. Die Atmosphäre des ersten Gesprächs mit ihnen habe ich wertschätzend und empathisch in Erinnerung. Meine Anspannung lockerte sich. Trotzdem fühlte ich eine Angst in mir hochsteigen, die Befürchtung, dass ich gehemmt reagieren könnte, nicht völlig offen wäre, Berührungängste

---

<sup>35</sup> Ebenda, S. 82

<sup>36</sup> Ebenda

zeigen würde in der Begegnung mit der behinderten Künstlerin. Meine unmittelbaren Regungen würde ich nicht verbergen können und Maria würde diese höchst wahrscheinlich als Ablehnung empfinden. Das wollte ich keinesfalls.

Innerlich musste ich mir verblüfft eingestehen, dass sich der bevorstehende, direkte Kontakt mit einem behinderten Menschen wie eine Überschreitung meiner Grenzen anfühlte, obwohl ich bezüglich dieser Situation bereits Erfahrungen sammeln durfte. Das Gegenüber kann in diesem Fall nicht nach den gewohnten, inneren Systemen und Mustern eingeordnet und bewertet werden. Man gerät in die Verlegenheit, nicht zu wissen, wie man die beeinträchtigte Person einschätzen soll. Was man nicht kennt, schafft Verunsicherung - Unbehagen - Angst. Auch durch meine aufgeschlossene Einstellung war ich davor nicht gefeit.

Maria kam mit ihrem elektrischen Rollstuhl ins Atelier gefahren, wobei die Betreuerin die Steuerung bediente. Mir fiel auf, dass die Hände und Handgelenke der Künstlerin wie eingerollt waren. Augenblicklich hatte ich größten Respekt vor der Aufgabe, die mit so viel Verantwortung einher geht, als ich beobachtete, wie die Betreuerin mit kleinsten Bewegungen des winzigen Joysticks den massiven Rollstuhl durch den Raum manövrierte.

Maria lachte mich freundlich an, ihr Mund blieb offen mit einem erwartungsvollen Blick in den Augen. Ich lächelte zurück und sah ihre zierliche Gestalt und ihr ausdrucksstarkes Gesicht. Ihr gesamter Körper war in den Rollstuhl gegossen, ähnlich wie ihre Hände, in eingerollter Weise. Als ob sie ihrem runden Rücken trotzte, reckte sie ihren Hals, der ungeheuer beweglich schien, um ihr Gegenüber interessiert zu mustern. Ich setzte mich, um ihr auf Augenhöhe zu begegnen. Als ich ihr zur Begrüßung die Hand geben wollte, kam mir der Gedanke, dass Maria diese Bewegung offensichtlich nicht möglich war. Deshalb legte ich einen kurzen Moment meine auf ihre Hand, um meinem Gruß mit einer entsprechenden Geste Ausdruck zu verleihen. Prompt erhielt ein respektvolles Kopfnicken zur Antwort.

Augenblicklich wurde mir bewusst, dass das Sprechen Maria schwer möglich fiel. Ohne darüber zu nachzudenken, reagierte ich in der Weise, dass ich mit ihr eine Unterhaltung aufnahm, so als würde sie mir antworten können, nur dass sie sich tatsächlich verbal nicht ausdrückte. Ich erzählte,

wie sehr ich mich freuen würde, sie kennenzulernen; dass ich hoffe, dass wir gemeinsam einiges erleben werden; dass sie mir zeigen könne, wie ich ihr behilflich sein kann und sie ein bisschen Geduld mit mir haben müsse. Maria belohnte alles, was ich vorbrachte, mit einem lebendigen Gesichtsausdruck und zustimmendem Lachen. Sie wirkte freudig erregt auf mich. Ich spürte, dass ich mich dabei innerlich ganz weit öffnete und alles, was ich sagte, auch so meinte. Die Betreuerinnen verstärkten meinen positiven Eindruck, sie erzählten mir über Marias Arbeitsalltag, wobei die Künstlerin wichtige Inhalte gestisch kommentierte. Als wir uns verabschiedeten, bekräftigten alle Beteiligten, dass sie sich eine gute Zusammenarbeit vorstellen könnten und wir vereinbarten einen ganzen „Kennenlern-Tag“. Leicht wie eine Feder ging ich nach Hause. Ich hatte meine Angst überwunden, mich eingelassen und es war zu einer freudigen, vielsagenden Begegnung gekommen.

## ***2.2 Die Beziehung***

Bald lernte ich im alltäglichen Beisammensein Marias „Sprache“ kennen, die sich zum einen aus Lauten, die sie zu Worten formen konnte, und zum anderen aus dem lebendigen Mienenspiel ihres Gesichts, den Bewegungen ihres Halses und Kopfes und den emotionsabhängigen Geräuschen, die ihre Kommunikation ausdrucksstark untermalten, zusammensetzte. Am meisten sprach in meiner Wahrnehmung Marias Augen. Ein Blick von ihr genügte und ich wusste, dass etwas nicht stimmte, ich etwas Wichtiges vergessen hatte, oder ihr ein neuer Gedanke gekommen war.

Ich lernte Marias Sprache zu interpretieren, indem ich ihre Regungen empathisch kommentierte, immer mit der Frage, ob ich sie auch richtig verstanden habe. Die Künstlerin machte sich die Mühe auch bei kleinsten Missverständnissen Einspruch zu erheben. Sie brachte die Geduld auf, bis ich die Situation, manchmal mit Hilfe der Betreuer oder anderer Klienten, in ihrem Sinne aufgeklärt und ihr Anliegen wirklich verstanden hatte. So wurde meine Wahrnehmung von Maria immer feiner und ich trainierte mich darauf, abzutasten, welche Gedanken sie beschäftigten. Sie war eine exzellente Beobachterin und wusste viel über die sie umgebenden Personen, merkte sich jedes winzige Detail des alltäglichen Zusammenlebens und zeigte eine unglaubliche, soziale Feinfühligkeit und Fürsorge für ihr Umfeld.

Bald brauchte ich keine „Übersetzer“ mehr. Wir konnten uns miteinander unterhalten. Durch die notwendige Einfühlung, die ich aufgebracht hatte, um Marias Denkweise und ihre Welt zu verstehen, hatten wir uns in kurzer Zeit gut kennen gelernt. Meine Hartnäckigkeit ihre Anliegen differenziert verstehen zu wollen, hatte mir ihrerseits großes Vertrauen eingebracht.

Abgesehen von den umfangreichen pflegerischen Leistungen erlernte ich das zuverlässige Steuern des elektrischen Rollstuhls. Als ich versuchte mich in Marias Bedürfnisse einzufühlen, wurde mir bewusst, was es bedeuten musste, die Fortbewegungshilfe nicht völlig selbstständig nutzen zu können. Hinzu kam die Schwierigkeit, sprachlich nicht in der Lage zu sein, jedem Helfer klar auszudrücken, wo man sich hinbewegen möchte. Ich stellte mir vor, dass ich für jede meiner Bewegungen geduldig abwarten müsste, bis jemand die Zeit hätte, mir zu einem Ortwechsel zu verhelfen, sei es zwei Meter nach vorne, oder vor das Haus in die frische Luft. Die meiste Zeit des Tages würde ich in Stillstand verbringen müssen.

Folglich machte ich es zu meiner Priorität während der uns zur Verfügung stehenden Stunden Maria verschiedene Angebote der Aktivität zu machen, die sie mit Freude annahm. Wir fingen damit an, innerhalb der Tagesstruktur die Räumlichkeiten zu erkunden, eine „Hausrunde“ zu absolvieren, wobei wir Vergnügen dabei hatten, andere Klienten zu besuchen und das Treiben in anderen Werkstätten und Ateliers zu beobachten. Bei annähernd jeglicher Witterung begaben wir uns in den Hof des Hauses und schnupperten Frischluft, oder genossen Sonnenstrahlen. Gemeinsam gestalteten wir Alltagsrituale, wobei mein Augenmerk immer auf der Beweglichkeit lag. Diese bedeutete auch Spontaneität, denn immer sollte Maria allein die Aktivität bestimmen und ich bemühte mich die Palette an Möglichkeiten stark auszuweiten.

Ich hatte den Eindruck, dass es mir möglich war, mich physisch zur Verfügung zu stellen, ohne dass ich psychisch vereinnahmt worden wäre. Wenn Maria gehen wollte, wurde ich Fuß; wenn sie greifen wollte, wurde ich Hand; wenn sie sprechen wollte, wurde ich Mund. Ich wurde für sie zum „sozialen Greifarm“, durch den sie vermehrt in Kontakt mit anderen Menschen kam. Persönlich verspürte ich Marias Freude am Erleben ihres Umfelds erweitert durch neue Möglichkeiten.

## ***2.3 Die Entwicklung***

Zum allgemeinen Entwicklungsziel im Rahmen dieser Betreuung wurde die Schaffung neuer Freiräume für Maria auf verschiedenen Ebenen, im Hinblick auf die Kommunikation, den sozialen Kontakt, den Bewegungsraum, das Zutrauen neuer Vorhaben, die Selbstbestimmung und die künstlerische Arbeit.

Aus unserer lebendigen Kommunikation erwachsen ein gestärktes Mitteilungsbedürfnis und die Wendung nach Außen.

Durch meine Vermittler- und Übersetzerrolle fühlte sich Maria ermutigt, ihr Umfeld erheblich zu erweitern. Das ständige Sprechen trainierte und erweiterte den vorhandenen Wortschatz, parallel dazu fanden im betreuten Wohnen logopädische Übungen statt. Ich freute mich sehr über Marias verbale Bestätigung, als sie zu mir sagte: „Du da, gut.“

Einher zu dieser Entwicklung ging die Erweiterung der Bewegungsfreiheit. Eingeschränkt konnte Maria mit ihrem Handgelenk den Joystick des Rollstuhls bedienen, was sie äußerst selten tat, da sie durch unkontrollierte Bewegungen schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Wenn ihre Hand abgerutscht war und sie den Joystick ungewollt eingeklemmt oder weggedrückt hatte, war der Rollstuhl solange außer Kontrolle, bis Umstehende eingreifen konnten. Bei unglücklichen Zusammenstößen hatte Maria sich zahlreiche Knochenbrüche zugezogen. Besonders das Ein- und Ausfahren im Türbereich löste jedes Mal Angstzustände bei ihr aus, selbst wenn jemand, der zuverlässig war, den Rollstuhl steuerte.

Dem wirkte ich entgegen, indem ich mir viel Zeit für diese Manöver nahm, jede meiner Bewegungen ankündigte und allgemein darauf achtete, Stresssituationen zu vermeiden. Bei gemeinsamen Ausflügen in den ebenen Hof des Hauses, wo großzügig Platz vorhanden war, wollte Maria zu meiner großen Freude immer öfter die Steuerung übernehmen. An Tagen, an denen sie besonders ausgeglichen und ruhig wirkte, ermutigte ich sie, das selbstständige Fahren durch Türöffnungen zu üben. Mit meinem Zuspruch und positiven Erfahrungen bekam sie zusehends mehr Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Es manifestierte sich zunehmend Sicherheit, einerseits im steigenden Selbstvertrauen, andererseits durch die Verlässlichkeit meiner Unterstützung.

Die Möglichkeit den Hof nach eigenem Wunsch aufsuchen zu können, gestaltete sich zum Kraft spendenden Erlebnis, das erheblich zu Marias Wohlbefinden beigetragen hat. Es entstand in diesem Zusammenhang der sehnliche Wunsch nach Erkundungen außerhalb des Hauses, am liebsten in einen nahegelegenen Park. Bei diesen Exkursionen begegnete Maria den Menschen auf der Straße mit Offenheit und Selbstbewusstsein. Positives Interesse wurde der Künstlerin in Form von spontanen Begegnungen, Gesprächen oder Gesten des Grußes entgegen gebracht. Auf den ebenen Parkwegen nahm Maria oftmals die Gelegenheit wahr, das neue Terrain selbstständig fahrend zu erkunden. Wenn die Konzentration nachließ, oder ihre Hand nicht tat, was sie wollte, übernahm ich gerne das Steuer. Sie drückte stark aus, wie viel ihr diese Ausflüge bedeuten.

In der gemeinsamen Reflexion über das Erlebte, regte ich Maria dazu an, den Park zur Inspirationsquelle für die künstlerische Arbeit werden zu lassen. Ihre Mundmalerei hatte bisher einen abstrakten, symbolischen Charakter. Ich mische nach ihren Wünschen die Farben, stutzte die Pinsel zur richtigen Länge, spannte Papier auf oder besorgte Leinwände nach Marias Regie und blickte gebannt zu, wenn sie mit Hilfe ihrer Nackenmuskel den Pinsel über die weiße Fläche führte. Seit einiger Zeit drückte die Künstlerin aus, dass sie Kollegen bewunderte, die figürlich malten. Selbstkritisch sprach sie sich dieses Talent ab.

Mit Hilfe der Betreuer wurde grafisches Arbeitsmaterial gefunden, das Maria das führen eines Stiftes mit dem Mund ermöglichte. Nach anfänglichem Zögern und großer Überwindung hatte sie - unterstützt durch meine, nicht enden wollende Begeisterung über ihre Fähigkeiten - eine Zeichentechnik entwickelt, in der sie ausdrucksstarke Figuren auf das Papier brachte. Gemeinsam holten wir im Künstleratelier die Bilder des im Park Erlebten vor das innere Auge, die allmählich in kraftvolle äußere Bilder übertragen werden konnten.

In diesem Zusammenhang fand Maria den Mut mir ein Thema anzuvertrauen, das in ihrer künstlerischen Arbeit Ausdruck finden sollte und ihre tiefsten, persönlichen Sehnsüchte versinnbildlichte. Maria malte Menschen, die in den Bildern repräsentativ das erleben durften, was die Künstlerin offenbar als größtes Lebensglück empfand - eine Mutter vereint mit ihrem neugeborenen Kind umgeben von einem blühenden Garten,

in dem die strahlende Sonne die Szene erhellt. In zahlreichen Versionen zeichnete Maria dieses bildhafte Glück, das ihr in ihrem Leben verwehrt ist.

Die Errungenschaft des Zeichnens konnte sowohl das künstlerische Bedürfnis nach figürlicher Darstellung befriedigen, sowie einer inneren Sehnsucht zum Ausdruck verhelfen. Ich hatte das Gefühl, dass das Thematisieren und das Darstellen ihres Herzenswunsches Maria glücklich machte, zum Teil die innere Sehnsucht befriedigen konnte.

Die Bilder einer Künstlerin sind ihre Kinder. Für Maria traf dies zu.

## ***2.4 Theorie und Praxis – Eine Reflexion***

Als ich mich der Herausforderung der Beziehungsgestaltung in der Einzelbetreuung stellte, fehlte mir Wissen über Konzepte der Therapeut-Klient-Beziehung. Auch hatte ich keine Ausbildung im Sozialbereich genossen, die mir hilfreiche Ansatzpunkte zu Interventionen hätte geben können. Meinen intuitiven Eingebungen folgend versuchte ich, die Beziehung aktiv zu gestalten, da ich dem professionellen Anspruch meiner Helferrolle nachkommen wollte. An dieser Stelle möchte ich reflektierend die beschriebenen, beziehungsfördernden Qualitäten auf das konkrete Handeln des praktischen Beispiels beziehen.

### **Wertschätzung**

Ein Gefühl von Gleichwertigkeit zu vermitteln, war für mich eine Art Reflex, den ich in meinen Erfahrungen in der Arbeit mit beeinträchtigten Menschen antrainiert hatte. Nach der persönlichen Beobachtung behandeln viele Menschen beeinträchtigte Personen als nicht gleichwertig, vermitteln diesen somit den Eindruck, dass sie minderwertig wären. Manche Menschen erzeugen ähnliche Effekte durch den Ausdruck von Befremdung oder Mitleid. Schenkt man jedoch der Person und nicht ihrer Einschränkung wertfreie Beachtung, wird eine Begegnung auf Augenhöhe möglich. Maria war in meinen Augen eine Frau, die eine spezielle Unterstützung benötigte, um sich entsprechend zu entwickeln und zu verwirklichen, nicht jedoch eine bemitleidenswerte Hilfsbedürftige.

### **Akzeptieren**

Marias Welt hatte völlig andere Kategorien als die meine. Was für mich zielführend und wichtig war, musste das nicht zwingend für sie sein. Um einen Menschen nicht fremd zu beeinflussen, sollte man bestrebt sein, seine Werte und Vorstellungen kennen zu lernen und anzunehmen. Es könnte verführerisch sein, auf eine Person, die sich selbst kaum ausdrücken kann, eigene Wünsche und Ziele zu projizieren, die großartige Verbesserungen zu sein scheinen, für die betreffende Person jedoch möglicherweise völlig belanglos oder unbefriedigend sind. Dem versuchte ich durch eine differenzierte Wahrnehmung und gut hinterfragte Schlussfolgerungen entgegen zu wirken.

### **Empathie**

Empathie erwies sich in diesem Fall als der Schlüssel zur Beziehungsgestaltung. Ohne das Bemühen sich in die äußere und die innere Welt der Künstlerin einzufühlen, wäre es schlicht unmöglich gewesen, ihre Bedürfnisse wahrzunehmen. Aus der persönlichen Erfahrung kann bestätigt werden, dass die erlebte Intimität das Wohlbefinden und das Vertrauen der Klientin maßgeblich gesteigert hat.

### **Kongruenz**

Gerade in der Entwicklung der Beziehung war diese Qualität von Bedeutung, da sie eine regulierende Funktion in sich trägt. Die eigenen Emotionen zuzulassen und nicht zu übergehen oder zu verfälschen, hilft dabei, gegenseitiges Verständnis wachsen zu lassen und zwingt zur Selbstrücksichtnahme.

### **Vermittlung**

Die Vermittlung erwies sich in der Arbeit mit Maria als essentiell. Durch das Feedback der Künstlerin entstand erst der unterstützerische Handlungsbedarf. Alles, was ich glaubte, verstanden zu haben, musste ich vermitteln, um durch neuerliche Bestätigung Missverständnisse zu vermeiden. Durch diese Erfahrung habe ich gelernt, dass allein durch die Vermittlung eingehendes Verstehen möglich wird.

## FAZIT

Im ersten Kontakt mit einem Menschen wird eine Vielzahl von Signalen des Gegenübers bewusst oder unbewusst wahrgenommen und eingeordnet. Einige davon sind nur sehr eingeschränkt beeinflussbar, wie zum Beispiel die persönliche Physiognomie, die Beschaffenheit der Stimme und die sozial oder auch charakterlich geprägte Ausdrucksweise, beziehungsweise Umgangsform. Ob das Gegenüber diese als positiv oder sympathisch empfindet, unterliegt den Gesetzen dessen, was man unwissenschaftlich ausgedrückt als „zwischenmenschliche Chemie“ benennen könnte. Andere Signale, wie Offenheit, Toleranz, Herzlichkeit oder Interesse, können bewusst gesetzt werden und die Qualität der ersten Begegnung positiv beeinflussen. Diese können durch die Modulation der Stimme, durch körperliche Gesten der Zuwendung und auch durch die Wirkung der Worte zum Ausdruck gebracht werden.

Wie im Theorieteil beschrieben, sind weit differenziertere Beziehungsqualitäten ausschlaggebend, um die Vertrauensbildung aktiv zu fördern. Dem Therapeut ist dies aufgrund seiner professionellen Haltung bewusst. Er hat gelernt, wie er diese Qualitäten in vertrauensfördernde Maßnahmen umsetzt. Es ist jedoch auch möglich unbewusst beziehungsfördernd zu handeln, indem man intuitiv wertschätzend, akzeptierend, empathisch, kongruent und vermittelnd agiert. In diesem Zusammenhang ist es weniger ausschlaggebend, ob die beziehungsgestaltenden Qualitäten bewusst oder unbewusst vermittelt werden. Der Erfolg dieser Handlungen wird dadurch bestimmt, wie stark sie vom Klienten nachempfunden und angenommen werden können. Die beziehungsfördernden Grundvoraussetzungen besitzen in der Therapeut-Klient-Beziehung sowie in der Betreuer-Klient-Beziehung dieselbe Gültigkeit und Funktion.

Die Gestaltung der Beziehung zielt in der Psychotherapie auf das Potenzial zur Veränderung. Im Fall der Einzelbetreuung konnte sich dieses im Bezug auf die Schaffung neuer Freiräume und Bewegungsmöglichkeiten - körperlich und geistig - entwickeln, was erheblich zur Lebensqualität der betroffenen Person beitragen konnte. Im aktiv geschaffenen, vertrauensvollen Umfeld konnten seelische Bedürfnisse thematisch und künstlerisch ihren Ausdruck finden, wodurch sich die therapeutische Qualität der Beziehung offenbart.

## LITERATUR

Bolland, John und Sandler, Joseph, Die Hampstead-Methode, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, 1985

Feil, Naomi, Validation in Anwendung und Beispielen, 5. Auflage, Ernst Reinhardt Verlag, München, 2007

Hermer, Matthias und Röhrle, Bernd (Hrsg.), Handbuch der therapeutischen Beziehung, Band 1&2, dgvt-Verlag, Tübingen, 2008

Merkens, Luise, Einführung in die historische Entwicklung der Behindertenpädagogik in Deutschland unter integrativen Aspekten, Ernst Reinhardt Verlag, München, 1988

Rogers, Carl R., Therapeut und Klient, Fischer Taschenbuch Verlag, 21. Auflage, Frankfurt am Main, 2012

Sachse, Rainer, Therapeutische Beziehungsgestaltung, Hogrefe Verlag, Göttingen, 2006

Streeck, Ulrich, Gestik und die therapeutische Beziehung, Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 2009

---

# BIBLIOGRAPHIE

Andersens, H.C., Sämtliche Märchen , Teubner, Leipzig 1912

Barbach, Lonnie, Levine, Linda, Der einzige Weg Oliven zu essen,  
Ullstein, Berlin 2003

Bechstein, Ludwig, Neues Deutsches Märchenbuch, Hartleben,  
Wien, Pest, Leipzig, Achtundsechzigste Auflage

Bechstein, Ludwig, Märchen für Kinder, Loewes Verlag, Stuttgart

Bechstein, Ludwig, Sämtliche Märchen,  
Lizenz Ausgabe nach der Ausgabe letzter Hand, Wien/München

Bettelheim, Bruno, Kinder brauchen Märchen, dtv, München 1980

Bly, Robert, Eisenhans, München 1993

Estes, Clarissa P., Die Wolfsfrau, Heyne, München 1993

Gebrüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Hesse, Leipzig 1907

Goffman, Erving, Asyl, Suhrkamp, Frankfurt 1972

Gruen, Arno, Der Wahnsinn der Normalität, Kösel, München 1987

Henning, Max, Hrsg., Tausend und eine Nacht, Reclam, Leipzig 1895

Illich, Ivan, Die Enteignung der Gesundheit, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1975

Mader, Ludwig, Hrsg. Rüegg, Lieselotte, Griechische Sagen,  
Artemis Verlag, Zürich 1963

Navratil, Leo, Schizophrenie und Sprache, dtv, München 1966

Navratil, Leo. Gugging 1946 -1986, Die Künstler und ihre Werke,  
Christian Brandstätter, Wien 1997

Pankow, Gisela, Gesprengte Fesseln der Psychose,  
Reinhardt Verlag, München/Basel 1968

1978 Pawlik Manfred, Über das Unbehagen reden: Ein Anfang /1,  
in SIÖ (Sozialarbeit in Österreich) 13 Jg., Nr. 39, 1978

Pawlik Manfred, Über das Unbehagen reden: Ein Anfang/2,  
in SIÖ, 13 Jg., Nr. 40, 1978

1979 Pawlik Manfred, Srb Manfred, Behindertenarbeit im Jugendzentrum,  
in SIÖ, Sozialarbeit in Österreich, 14 Jg., Nr. 43, 1979

1980 Pawlik Manfred, Vorbeugen ist besser als Heilen,  
in SIÖ, Sozialarbeit in Österreich, 15Jg., Nr. 48, 1980

1981 Pawlik Manfred, Kommunale Jugendarbeit - Möglichkeiten der Animation  
und Sozialtherapie, in Janig Herbert (Hg-), Jugend heute - betreut oder  
selbstbestimmt?, Kösel Verlag, München 1981

Pawlik Manfred, Kommunale Jugendarbeit, report, Nr. 28 Sondernummer,  
Institut für Jugendkunde, Wien 1981

1981 Pawlik Manfred (Hrsg.), Verkrüppeltes Leben, Bauhütte, Wien 1981, darin  
von Pawlik, Manfred, Karl Kuffner, Versuch einer vorläufigen Ordnung eines  
verborgenen Vermächtnisses eines Buckligen sowie ein Fragment einer  
Selbsterklärung seines körperlichen geraden Neffen sowie Ich bin kein Kind von  
Traurigkeit, Sepp Temper, eine Erzählung sowie Blindtext, ein künstlerisches  
Projekt mit blinden Kindern.

1982 Pawlik Manfred (Hrsg.), Das Mittelmeer ist entführt worden,  
Verlag für Jugend und Politik, Frankfurt 1982

Pawlik, Manfred, Kurz-Goldenstein, Helmut, Unfriedensbuch,  
Ein Buch von Menschen, die mit der Gesellschaft in Unfrieden leben,  
unveröffentlichtes Manuskript

1982 Pawlik Manfred (Hrsg.), Niemandsgenuss, Bauhütte, Wien 1982, darin von Pawlik, Manfred, Niemandsgenuss, sowie Flaschenpost, eine Kunstaktion auf der psychosomatischen Kinderstation des Wilhelminenspitals.

1989 Pawlik, M. Gehmacher, E., Költringer, R., Elternberufstätigkeit und Kindesentwicklung (Sekundäranalyse), Wisdom: Berichte aus der Forschung und Praxis, Nr.3, Wien 1989

1990 Pawlik Manfred, Költringer Richard, Mut und Selbstbewußtsein - Visionen von einer neuen Familie, in Sozialwissenschaftliche Rundschau, 1990/2, 1990

1991 Manfred Pawlik, "Viktor Frankl (Lebendes Monument der Psychotherapie)"; Ärzte Woche, 5 Jahrgang, Nr. 37 (30. Oktober 1991), pp. 22.

1991 Manfred Pawlik, Erotik der Schläge oder bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt, in Perner Rotraud A., Zulupe zu Leibe, Edition Tau, Wien 1991

1991 Pawlik, Manfred, Systemische Familientherapie und berufliche Praxis, in systeme, Jg. 5. Heft 2/91

1992 Pawlik Manfred, Kinder allein erziehen, Verlag Jugend und Volk, Wien 1992

1992 Pawlik Manfred, Geschlagen und beschimpft, in Ringel Erwin, Rosenmayr Leopold (Hrsg.), Ursachen und Folgen von Gewaltanwendung gegenüber Frauen und Kinder, Wien 1992

1993 Pawlik Manfred, Der geliebte Sohn, Verlag Jugend und Volk, Wien 1993

1993 Pawlik, Manfred, Erträumte Kindheit, Verlag Jugend und Volk, Wien 1993

2001 Pawlik, Manfred, Red. Pawlik Miriam, Glücklich in Retz?, Caritas Wien, Wien 2001

2005 Pawlik, Manfred, Glückliche Kindheit, Verlag Presshaus Sonnberg, Sonnberg 2005

2013 Pawlik, Manfred, Kalembe-Holzgethan, Margarete, Selbstbestimmung. Verlag Presshaus Sonnberg, Sonnberg 2013

Schwab, Gustav, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums,  
Bertelsmann, Gütersloh 1862

Spiess, Karl v., Mudrak, Edmund, Hrsg., Hausbuch Deutscher Märchen,  
Stubenrauch, Wien-Berlin 1944

Uther, Hans-Jörg, Hrsg., Märchen vor Grimm, Bechtermünz Verlag,  
Augsburg 1998

---

# **DIE AUTOREN**

## **MANFRED PAWLIK**

Psychotherapeut, Sozialwissenschaftler, Autor.

## **LUCAS PAWLIK**

Philosoph, Kybernetiker, Kong-fu Meister, Psychotherapeut in Ausbildung.

## **MARTIN JOPPICH**

Fotograf, Journalist, aktiver Sportler.

## **MIRIAM MORAVI**

Kunsthistorikerin, Malerin, Leiterin der Kunstwerkstatt bei pro mente, Psychotherapeutin in Ausbildung.

## **PAWLIK, MONIKA**

Allgemein- und Zahnmedizinerin, keramische Skulpturen, Malerin.



# VERLAG PRESSHAUS SONNBERG

## **Lieferbare Titel:**

Pawlik Manfred, Im Namen des Vaters, Evangelium Josef. Roman.

Pawlik Manfred, Glückliche Kindheit, Erziehungsratgeber.

Pawlik Lucas, Verstehen verstehen Nichtverstehen verstehen,  
Philosophische Untersuchung.

Pawlik Miriam, Pawlik Manfred, Miriam Maulwurf, Kinderkunstbuch.

Pawlik Manfred, Im Namen des Sohnes, Evangelium Josef. Roman.

Pawlik Lucas, Wissenschaftspoeseie, Philosophische Untersuchung.

Pawlik Manfred, Wilhelm Weixlbraun, Briefe aus der Todeszelle.

Pawlik Monika, Köllamauna, Kunstbuch.

Pawlik Manfred, Johann Nebenführ.  
Christlicher Widerstand und Wiederaufbau im Weinviertel.

Manfred und Monika Pawlik, Lebensmärchen.  
Ein pädagogisch-psychotherapiewissenschaftlicher Kunstcatalog.

Manfred Pawlik, Widerstand im Weinviertel. Ein Widerstands atlas.

Pawlik Manfred, Kalembe-Holzgethan Margareta K., Selbstbestimmung.

Pawlik Manfred, Friedrich Fexer. Widerstand und Widerstandspädagogik.

Pawlik Monika, Kopfstücke.

## **Geplante Titel:**

Pawlik Manfred, Muhr Hans, Lebenskunst.

Kurz-Goldenstein Helmut, Pawlik Manfred, Niemandsgenuss.











*Ein psycho-  
therapeutisches  
Märchenbuch*



9 783850 286459

